

Kaukasische Post

Erleuchtet jeden Sonntag.

№ 10367 20
3 03 01 0033

Preis der Einzelnummer in Tiflis 10 Kop., auswärts 12 Kop.

Bezugspreis in Tiflis: 5 Rub. jährl., 2 Rub. 50 Kop. halbjährl., 1 Rub. 25 Kop. vierteljährl. Mit Zustellung durch die Post: 6 Rub. jährl., 3 Rub. halbjährl., 1 Rub. 50 Kop. vierteljährl.

Anzeigen: Die Zeile oder deren Raum kostet: vor dem Text 20 Kop.; hinter demselben, d. h. im Anzeigenteile, 10 Kop. Bei Wiederholung wird Rabatt gewährt.

Die Redaktion befindet sich Galowin-Prosp. № 12, Haus Mbiwani, im Hofe. — Sprechstunde der Redaktion täglich von 6—7 Abends.

Annahme von Bezugsgeldern u. Anzeigen: Tiflis, in der Redaktion; von Bezugsgeldern außerdem: bei Schröder, Auffermannsche Niederlage auf dem Sande; in Wladikawkas: bei Frau Seidel, Apothekerwarenhandlung; in Nikolajewka bei Chassaw-Zurt: bei Gebr. Löws, Buchhandlung; in Chassaw-Zurt: bei T. Wolzke; Anapa: S. Buch; in Riga: Buchhandlung E. Bruhns.

Anzeigen von Privatpersonen, Firmen und Anstalten, von allen Orten des Auslandes oder des Russischen Reiches, mit Ausnahme des Kaufmans, welche dort ansässig sind oder ihre Kontore oder Verwaltungen haben, werden ausschließlich entagen genommen im Zentralannoncenbureau des Handelsbaues L. & C. Mehl & Co. in Moskau, Mjasniksaja, Haus Sitow, wie in seinen Filialen: in St. Petersburg, Morstaja 11, Warschau, Kraauer Vorstadt 53, Paris, Place de la Bourse 8., Berlin, Köpenickerstr. 72/73.

Nr. 12

Sonntag, den 7. (20.) September 1908.

3. Jahrgang.

Inhalt: 1) Hermann Schulze-Delitsch; 2) Politische Rundschau (Anland); 3) Nachrichten aus dem Kaukasus; 4) Aus den Kolonien (Amenfeld, 2. Fort.); 5) Das Winzerfest im Deutschen Verein zu Tiflis; 6) Die jüngsten deutschen Kaisermanöver in der Beurteilung französischer milit. Berichterhalter; 7) Literatur und Kunst (Graf Leo Tolstoi. Das Reisen in der Schweiz); 8) Aus aller Welt (König Edward in Maribad. Zeppelin bedarf der Erholung. Zeppelin auf der Nacht. Das Syrische Waisenhaus in Jerusalem, die Kolonisation in Palästina etc. Der Wiederaufbau des Markus-Turmes in Venedig.); 9) Stimmen aus dem Publikum (Zur Frage des Neubaus auf dem Kirchenlande der ev. luth. Petri-Pauligemeinde in Tiflis. Das Mannut kommt—eine Zurechtstellung); 10) Kirchliche Nachrichten; 11) Lustige Gese.

Vorläufige Anzeige!

Im Lokale des **Deutschen Vereins zu Tiflis**

findet am

20. September d. J.

zum Besten d. Unterstützungsfonds der „Kauk. Post“

ein **deutsches Winzerfest**

mit nachfolgendem **Theater-Varieté, Illumination**
des Gartens und Tanz statt.

Beginn des Festes um 5 Uhr nachmittags — **Eintrittsgeld:** Herren: 60 K., Damen: 40 K., Kinder 20 K.
Der **Vorverkauf der Billete**, die nur in beschränkter
Zahl herausgegeben werden sollen, hat **begonnen.**

Hermann Schulze-Delitsch,

der Schöpfer des deutschen Genossenschaftswesens.

In seinem hundertsten Geburtstage (29./16. Aug. 1908) von Georg Stamper*).

Unter den neueren Genossenschaften verstehen wir diejenigen Handelsformen, in denen die mittlern und die untern Klassen, die Handwerker, Arbeiter, Bauern und kleinen Landwirte, sich zu gemeinsamen Unternehmungen zusammenschließen. Wir

*) Westermanns Monatshefte, September 1908.

beobachten hier das Vordringen eines Prinzips, durch dessen Wirkung die Basis des volkswirtschaftlichen Lebens verändert wird. Denn neben der Absicht, geschäftsmäßig zu handeln und kaufmännisch die Genossen zu erziehen, will die Genossenschaft als solche auch immer den brüderlichen Geist zur Geltung bringen; sie beruht auf andern psychologischen und ethischen Grundlagen als die Handels- oder gar die Aktiengesellschaft. Diejenigen Klassen, in denen noch ein stärkeres Gemeinschaftsgefühl lebendig war, die von der modernen Wirtschaftsentwicklung in ihrer Existenz angegriffen wurden, sie mußten, wollten sie nicht in den alten Formen ihrer Betriebe zugrunde gehen, mit zwingender Notwendigkeit ihre technischen und kaufmännischen Fähigkeiten steigern und zugleich sich in Genossenschaften sammeln. Der ungemein bedeutsame Faktor, als der sich das Genossenschaftswesen in der Volkswirtschaft unserer Tage wirksam zeigt, mag es rechtfertigen, wenn wir seinem Schöpfer auf deutschem Boden, da ein Jahrhundert seit seiner Geburt sich vollendet, auf seinem Entwicklungsgange nachgehen und ihn in seiner Tätigkeit lebendig werden lassen.

Franz Hermann Schulze ist am 29./16. August 1808 zu Delitsch geboren, einem nur wenige Tausend Einwohner zählenden Städtchen der Provinz Sachsen, das erst 1814 an Preußen gekommen und später zur Kreisstadt erhoben worden war. Seine Vorfahren schon besaßen dort ein behäbiges Haus. Schulzes Vater war Bürgermeister und Richter in Delitsch und blieb es unter preussischer Herrschaft. Bildung und Gaitlichkeit, Freude an der Musik herrschten in Schulzes Vaterhaus und sind auf ihn übergegangen. Neben Frohsinn und Jugendlust zeigte sich bald in dem Heranwachsenden die Neigung zu Kunst und Poesie

sowie ein ernster Sinn zur Arbeit deutlich ausgeprägt, als er mit dreizehn Jahren auf die Nikolaischule nach Leipzig kam. In Leipzig (1827—1829) und dann seit Oktober 1829 in Halle studierte er Jurisprudenz. Er war ein flotter Korpsstudent, der sich in aller körperlichen Übung hervortat, eine gute Klinge schlug und manch kühnen Ritt ausführte. Beim Oberlandesgericht in Naumburg besteht er 1830 die erste juristische Prüfung, arbeitet dann als Assistent am Amtsgericht in Torgau, wo er zugleich als Einjährig-Freiwilliger im 20. Linieninfanterieregiment seiner Militärpflicht genügt. Schon vor dem zweiten Examen, das er 1833 in Naumburg ablegte, war er vorübergehend in Wittenberg beschäftigt worden. In das Jahr 1835 fällt seine Vorbereitung für die dritte juristische Prüfung. Als Patrimonialrichter finden wir ihn in Vertretung seines erkrankten Vaters in Delitzsch, wo er längere Zeit in der Ausübung einer halb verwaltenden, halb richterlichen Tätigkeit fast alle Zweige der Verwaltung und die kleinbürgerlichen Bedürfnisse gründlich kennen lernte. Nur von 1838 bis 1840 hatte er in Berlin gelebt, sonst war er durchaus in den sächsischen Verhältnissen aufgewachsen, die damals noch in einem Gegensatz zu den preussischen Einrichtungen standen. Es hatte sich dort ein fast erbliches Lokalbeamtentum ausgebildet, das durch Gewerbe und Beiß mit den Mitbürgern verbunden war, und das Schulze noch später als das vollstümliche gegenüber der den Kleinbürgern in ihren Interessen fremden preussischen Beamtenschaft erschien, eine Anschauung, die bei allen Mängeln der preussischen Verwaltung von 1840 doch einen partikularistisch veränderten Horizont verrät.

1840 kam Schulze dann wieder nach Delitzsch als Patrimonialrichter, in welcher Stellung er bis 1848 blieb. Hier lernte er das Leben des kleinen Mannes in Haus und Hof, in der Werkstatt und auf dem Markte gründlich kennen, worauf sich seine spätere Fähigkeit, diese Klassen zu organisieren, gründet. Reisen nach Tirol und Salzburg 1841, nach München 1842, wo er viel mit Künstlern verkehrte, nach Scandinavien 1843 und nach Italien 1844 fallen in diese Zeit, und seine Tagebücher zeigen, mit wieviel Genuß er zu reisen wußte.

Daneben war er auch von den politischen Ideen, die sich mehr und mehr zur Geltung zu bringen suchten, erfüllt. Schon trat er den wirtschaftlichen Fragen gegenüber, wenn es galt, die durch eine schlechte Ernte entstandene Not zu lindern. Nach der Art jener Tage kamen auf den Turn- und Gesangsfesten und in den diesen Zwecken dienenden Vereinen die freiheitlichen Bestrebungen zum Ausdruck, und so hat auch Schulze seinen Gesangsverein zu Delitzsch geleitet, auch hierin dem beschränkten Aktionsbedürfnis jener Zeit seinen Tribut gezahlt. Die Erfolglosigkeit des „Vereinigten Landtags“ von 1847 mußte die politische Bewegung verstärken, und als Schulze von seiner Vaterstadt 1848 in die Preussische Nationalversammlung als ihr Vertreter entsandt wurde, trat er mit vierzig Jahren aus dem engen landstädtischen Leben in die parlamentarische Tätigkeit über, in der seine vollstümliche Beredsamkeit Triumphe feierte. Als im November 1848 die oktroyierte Verfassung gegeben war, nahm Schulze seinen Platz in der zweiten Kammer auf der linken Seite des Hauses ein. Wenn er für Annahme der Kaiserkrone durch Preußens König auftrat, so gehörte er auch zu den Steuerverweigerern. Am 2. Januar 1849 wurde die Patrimonialgerichtsbarkeit in Preußen aufgehoben, und Schulze verlor

seine Stellung, ohne dafür zunächst Ersatz zu finden. Der gegen ihn und einundvierzig seiner Genossen aus dem Landtage wegen Steuerverweigerung angestrebte Prozeß ward zwar von den Geschworenen zugunsten der Angeklagten entschieden, allein zur Strafe für seine politische Haltung ward er nach Breschen in der Provinz Posen als Kreisrichter versetzt, wo er von 1850 bis 1851 tätig war. Ein Urlaub, um den er ersuchte, ward ihm nur unter der Bedingung erteilt, daß er ihn nicht zum Besuch in Delitzsch benutzen dürfe, wo man eine Rundgebung fürchtete, und als er diese Bedingung nicht erfüllte und der damalige Justizminister Simons ihm deshalb ein Monatsgehalt abzog, forderte Schulze den Abschied aus dem Justizdienst und erhielt ihn auch. Er kehrte in seine Vaterstadt zurück, wo er teils von den Zinsen des Vermögens lebte, das seine Gattin ihm zugebracht hatte, teils durch Abfassung von Rechtsgutachten seinen Unterhalt erwarb.

Hier setzte seine Tätigkeit als sozialer Reformator ein. Der kleine Mann empfand, daß das Herz dieses breitschultrigen Tribünen mit der donnernden Stimme und dem sonnigen Humor, dieses sanges- und lebenslustigen wirtschaftlichen Agitators für ihn schlug, daß er seinem Wohl sein Leben geweiht hatte und im Begriff stand, eine gewaltige ökonomische Reform ins Leben zu rufen. (Fortsetzung folgt.)

Politische Rundschau.

Inland.

Zur äußern Lage. In Nr. 10 erwähnten wir, daß König Eduard sich mit dem einen Besuch unseres Ministers des Aeußern Iswolski nicht begnügen wolle; sondern ihn nochmals bei sich in Marienbad zu sehen die Hoffnung ausgesprochen habe und daß auch der französische Ministerpräsident Clemenceau zu dieser Begegnung hinzugezogen werden würde. Diese „Triple-Entente“ hat denn auch einige Tage nach der ersten Visite Iswolskis bei König Eduard am 27. (14.) August stattgefunden. Nach dem „Berl. Tagbl.“ wurde folgendes vereinbart: Die Vertragsmächte von Algiciras sollen sich einigen, Muley Hafid anzuerkennen, wenn Garantien für die Wiederherstellung geordneter Verhältnisse geboten und eine Verwaltung nach europäischem Muster unter Kontrolle der europäischen Mächte eingeführt würde, unter Wahrung der religiösen Eigenart Marokkos und Schaffung eines Wehrsystems und einer Art Gendarmerie nach dem Muster der in Mazedonien bei Bekämpfung des Bandenwesens verwendeten. Es soll vorgeschlagen werden, daß die Algiciramächte sich durch eine neue Konferenz oder diplomatische Rundschreiben über diese Frage einigen. Die Frage der Balkanangelegenheiten wurde sehr ausführlich besprochen. Man befürchtet, daß durch die notwendige Verwendung vieler Ingenieure und Arbeiter fremder Nationalitäten beim Bau der projektierten Ssandhaf- und Donau-Adriabahn neue Reibungsflächen bei der kaum beruhigten Bevölkerung geschaffen werden könnten, und empfiehlt, von den nötigen Vorarbeiten abgesehen, die Angelegenheit in der Schwebe zu lassen. Ebenso sprach man sich für ruhiges Zuwarten hinsichtlich der weiteren Entwicklung des konstitutionellen Systems in der Türkei aus.

Iswolski wird voraussichtlich dem Fürsten Bülow erst auf seiner Rückkehr von Paris und London Mitte Oktober in Berlin einen Besuch abstatten und sich dann nach Rußland



zurückbegeben, wie die „N. Fr. Pr.“ meldet. Also nicht vor seiner Reise nach Paris und London.

Rußland und England haben dem Schah von Persien durch ihre diplomatischen Vertreter in Teheran in einer gemeinschaftlichen Note dringend anempfohlen, die zum 1. Nov. in Aussicht gestellte Wiedereinberufung des Medschlis (Volksvertretung) nicht zu vertagen und mit dem Ausschreiben der Neuwahlen nicht zu zögern, da die Erregung der durch den Sieg der Reaktion nur scheinbar beruhigten Bevölkerung einzig durch dieses Mittel behoben werden könnte. Es sei die höchste Zeit, daß die Verhältnisse im Reich, namentlich in der Provinz Aserbeidschan und deren Hauptstadt Täbris, wieder normal würden. Auch sei der Fremdenverkehr im Lande aufs äußerste behindert. Der Schah soll nun angeordnet haben, ein neues Wahlgesetz auszuarbeiten und nach ihm die Wahlen in den Medschlis vorzunehmen. Dessenungeachtet wird die gegenwärtige Residenz des Schah außerhalb Teherans, das Jagdschloß Bagischah, immer mehr befestigt und sieht einer Festung bereits zweifellos ähnlich. Es heißt, der Schah wolle überhaupt nicht mehr nach Teheran zurück, da er sich in seinem derzeitigen Aufenthaltsort sicherer fühle. Sein böser Geist, der Kriegsminister, hat volle Gewalt über den Schah gewonnen und berät ihn in ganz unverantwortlicher Weise, indem er ihn unter anderem z. B. auch davon zu überzeugen sucht, daß die persischen bewaffneten Haufen—ein eigentliches Heer, wenn man von der nach russischem Muster organisierten Kosakenbrigade unter dem Kommando des russischen Obersten Ljachow absieht, gibt es bekanntlich in Persien nicht—stark genug seien, sogar der vereinigten englisch russischen Militärgewalt den erforderlichen Widerstand entgegenzusetzen. Die Stellung Ljachows und der übrigen russischen Berater des Schahs soll infolge der gewissenlosen Hege des Kriegsministers, dem Ljachow ein Dorn im Auge ist, denn auch stark erschüttert sein. Die Missetaten der Kurden vor den Toren von Täbris sind auch wenig dazu angetan, Rußland zu befriedigen, zumal seine ausgedehnten Handelsbeziehungen in der Provinz Aserbeidschan, wie überhaupt im ganzen nördlichen Persien, bis nach Teheran hinunter, augenblicklich vollständig aufgelöst erscheinen. Die Lage Persiens fängt an kritisch zu werden und ist ein bewaffnetes Einschreiten Rußlands und Englands zwecks Wiederherstellung der Ordnung und Sicherstellung der eigenen Interessen nicht ausgeschlossen.

Ein Interview mit dem neuen türkischen Botschafter am russischen Hofe Turchan Pascha, welcher während der in der vorigen Nummer gemeldeten Allerhöchsten Audienz natürlich nicht sein, sondern seines Vorgängers Abberufungsschreiben Sr. Majestät dem Kaiser überreichte (hier sind durch Versehen die beiden Worte: „seines Vorgängers“ ausgelassen worden, was wir die Leser zu entschuldigen bitten), veröffentlicht die „Now. Wremja“, dem wir folgende Stelle entnehmen: „Die letzten Ereignisse haben dem Lande volle Beruhigung gebracht. Der Wunsch nach dem neuen Regime war so stark und so allgemein, daß alle mit freier Brust aufatmeten, als die Umwälzung eintrat, welche keineswegs als eine zufällige Erscheinung zu betrachten ist. Sie hat sich durch Jahre vorbereitet und die Ereignisse der letzten Zeit haben sie nur beschleunigt. Wohl ist es annähernd richtig, daß das Militär die Hauptrolle beim Umsturz gespielt hat, doch hätte es wohl kaum einen derartigen Erfolg erreicht, wenn es keinen lebendigen Widerhall

im türkischen Volk gefunden hätte. Eine Rückkehr zur alten Ordnung kann nie erfolgen. Dank der Konstitution ist die Türkei den Weg des Fortschritts beschritten und zu einem Rechtsstaat werden, in dem die Interessen aller Bewohner ohne Unterschied des Glaubens Berücksichtigung finden werden. Aller Antagonismus, welcher sich bisher zwischen Mohammedanern und Christen beobachtet ließ, wird selbstverständlich aufhören. In Mazedonien ist seit dem neuen Kurse eine Beruhigung eingetreten, und die griechischen, bulgarischen und serbischen Banden haben sich darin der Lage der Dinge gefügt. Ich kann aus voller Überzeugung versichern, daß die mazedonische Frage, welche so viele Jahre Gegenstand der Fürsorge der internationalen Politik gewesen ist, mir jetzt in dem Sinne gelöst scheint, welche die europäische Diplomatie anstrebte. Die russische Note des Ministeriums des Auswärtigen ist in der Türkei mit lebendiger Teilnahme begrüßt worden und hat uns den Beweis geliefert, daß Rußland dem neuen Regime vertraut, worin es sich, wie ich offen gestehen muß, nicht geirrt hat. Die Türkei hat auch in früheren Jahren danach gestrebt, mit ihrem mächtigen Nachbar Rußland in Frieden zu leben. Wir Türken sind stets entweder große Freunde oder große Feinde von Rußland gewesen. Gegenwärtig sind alle unsere Bestrebungen darauf gerichtet, die allerfreundschaftlichsten Beziehungen mit Rußland anzubahnen. Ich bin davon überzeugt, daß ich darin die lebhafteste Unterstützung in Petersburg finden werde. Die Wahl zum Botschafter fiel auf mich, weil ich als ein Freund Rußlands bekannt bin, der immer für die nächste Annäherung mit Rußland eingetreten ist. Das neue türkische Kabinett stimmt dieser Politik zu. Sie wird ohne Zweifel auch als einer der Grundzüge des Verhaltens der Türkei nach außen dienen.“

Zur innern Lage. In letzter Zeit war das Gerücht verbreitet, daß gewisse Elemente, unzufrieden mit dem neuen Regime, eine Wendung zum alten energischer denn je anstrebten und an maßgebender Stelle in dieser Hinsicht auch Erfolge zu verzeichnen hätten. Namentlich das Moskauer Leiborgan der Oktobristen, der „Golos Moskwy“, rührte die Lärntrommel und sah bereits den Ministerpräsident Stolypin stürzen, einen reaktionär gesinnten Mann an seine Stelle treten und die Duma am Vorabende der Auflösung, trotz der vor einigen Monaten, bei Schluß der ersten Tagung der Duma, an höchster Stelle erfolgten Vertrauensumdeutung für diese. Nun läßt der Dumapräsident Chomjakow durch die „Wirshewyja Wjedomosti“ das in Rede stehende Gerücht kategorisch widerlegen. „Ich habe gestern“, so sagte Chomjakow dem ihn interviewenden Mitarbeiter des gen. Blattes, „Stolypin gesprochen. Er ist frisch und munter und in bester Stimmung. Er denkt auch nicht einmal daran, seinen Posten aufzugeben. Woher die Presse, namentlich der „Golos Moskwy“, ihre Weisheit über etwaige Erfolge der Reaktion habe, wisse er, Stolypin, nicht. Derartige Mitteilungen würden offenbar zu einem bestimmten Zwecke in die Öffentlichkeit lanciert; sie entbehren aber jeder Begründung. Auch alles Gerücht, wonach der Duma Gefahr von seiten der Reaktion drohe, erklärt Stolypin für erlogen. Dieses sei schon aus der vorbereitenden gesetzgeberischen Tätigkeit der Regierung zu ersehen, die der Duma gleich oder bald nach der Eröffnung der Session u. a. ein Gesetzprojekt über die Reform der Selbstverwaltung vorlegen wolle. Auch ein neues Preßgesetz werde in allernächster Zeit an die Duma gelangen u. s. w.“

In jüngster Zeit ist auch viel von einer möglichen Spaltung in der Oktoberpartei geredet worden. Hierüber durch einen Mitarbeiter der „Bet. Bz.“ befragt, erklärte der Tumapäsident, welcher bekanntlich selbst zu dieser Partei gehört: „Ich hätte gegen eine Spaltung nichts einzuwenden. Sie wissen, ich bin kein Freund von starrer Parteidisziplin. Jeder Abgeordnete soll seine eigene Meinung haben und diese darf ihm nicht von der Parteileitung aufoktroziert werden. Vom Oktoberverbande kann aber nicht als von einer Partei gesprochen werden. Je schneller die Oktobristen eine Scheidung vornehmen, desto besser. Ein großer Teil von ihnen würde zu den gemäßigten Rechten übertreten. Es würden dann nur reine Oktobristen in der Fraktion verbleiben. Das würde weiter kein Unglück bedeuten. So aber bietet der Verband das Bild einer nichts weniger als homogenen Masse, die angeblich zu einer Fahne schwört. Ich bin überzeugt, das bei der Behandlung verschiedener Fragen, politischer und sozialer, auf dem bevorstehenden Kongress der Partei sich ganz unerwartete Gruppierungen ergeben werden. Um so besser!“

Öffentliche Kundgebungen zu Ehren des Grafen Leo Tolstoj, der bekanntlich am 28. August seinen 80. Geburtstag erlebt hat, sind infolge fast allerorten erfolgten Verbote der Behörden, so ziemlich im ganzen Reich unterblieben. Auch hatte die Heilige Synod einige Tage vorher ein Sendschreiben an alle Rechtgläubigen veröffentlicht, in welchem er die gesamte Lebenstätigkeit Tolstois einer Prüfung unterzog und ausführte, die anfängliche Tätigkeit Tolstois sei rühmlich gewesen, habe aber seit dem Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine in religiöser und sozialer Hinsicht unfruchtliche Arbeit am russischen Volke begonnen. Er habe die Gottheit Christi geleugnet, die heilige Jungfrau geismächt, die Gebräuche der orthodoxen Kirche verlästert und sich schließlich auch gegen die staatliche Gewalt und das Eigentumsprinzip gewandt. Deshalb sei er 1901 vom Synod für einen von der Kirche Abgefallenen, der den Heiden gleich zu achten sei, erklärt worden. Einem solchen Menschen durch Teilnahme an seiner Jubiläumsfeier Sympathie zu bezeigen, bedeute ebenso viel, wie sich für seinen Gesinnungsgegnossen zu erklären. Eine solche Beteiligung sei außerdem eine Verehrung der Unreinen und Glaubensschwachen und könne den Gefeierten selbst nur im Glauben an die Nichtigkeit seiner Handlungsweise bestärken und auf diese Weise der Hoffnung auf Sündenvergebung und etwaiges Heil berauben. Daher fordere der Heil. Synod in seiner Sorge um das Wohl der Kirche und das Heil ihrer Glieder alle treuen Söhne der Kirche auf, sich der Beteiligung an der Jubiläumsfeier zu enthalten und sich derart vor dem göttlichen Gericht zu bewahren.—Die russische Presse beurteilt das Sendschreiben des Synods sehr scharf, mit Ausnahme der ganz rechten Blätter. Sogar die „Now. Wremja“ tadelt es in einem Leitartikel. Nichtsdestoweniger ist eine so schroffe Kritik kaum berechtigt, wenn man die kulturelle Rückständigkeit des größten Teils unserer Mitbürger nicht offensichtlich übersieht (vgl. hierzu den Artikel über Graf Leo Tolstoj weiter unten, in der Rubrik „Literatur und Kunst“).

Die Cholera ist auch in St. Petersburg und Umgegend aufgetreten und fordert zahlreiche Opfer. Vom 29. August bis zum 2. Sept. erkrankten in der Residenz 650 Personen, davon im Laufe nur eines Tages 250, Todesfälle

sind im selben Zeitraum 162 zu verzeichnen gewesen. In Schlüsselburger Kreise wurden 64 Cholerafälle konstatiert. Wovon 10 einen tödlichen Ausgang genommen haben. Diese letzteren Angaben beziehen sich offenbar auch auf die Zeit bis zum 2. September.

Über Massenfälschungen von Post- und Stempelmarken berichten die Blätter nach amtlichen Mitteilungen. Die Aufdeckung derselben ist dem Gouverneur von Pessabrien Charwin zu verdanken. Nachdem der Gouverneur von der Zirkulation gefälschter Marken im Gouvernement erfahren hatte, beantragte er den Rischinewischen Pristaw Silberg mit der Einleitung einer Untersuchung. Die Spuren führten zuerst nach Brest Litowsk, sodann nach Kowel und schließlich nach Warschau. Hier entdeckte die Polizei ein vorzüglich eingerichtetes Laboratorium mit allen chemischen und mechanischen Hilfsmitteln zur Reinigung im Gebrauche gewesener Post- und Stempelmarken. Gleichzeitig fand die Polizei in diesem Laboratorium 40 000 bereits gereinigte Marken, die eben an die Besteller versandt werden sollten, und 100 000 noch ungereinigte Marken. Weitere Nachforschungen führten zur Entdeckung von Filialen dieses Laboratoriums in Moskau, Petersburg und anderen großen Städten. Die gereinigten Marken wurden zu einem Drittel ihres Nominalwertes vornehmlich an die Inhaber kleiner Tabaks- und Galanteriewarenläden verkauft.

Die Untersuchung der Mißbräuche auf der sibirischen Bahn hat ergeben, daß auf der Station Krafnosjarsk allein schon 900 000 Rbl. bei Seite geschafft worden sind. Einen großen Umfang hatten die Unterschleife auch auf vielen anderen Stationen. Viele Beamte sind dem Gericht übergeben worden.

Finnland. Dem „Stockholms Dagblad“ wird aus St. Petersburg depechiert, daß eine Konferenz hoher Würdenträger in Sachen Finnlands stattgefunden hat. Im Prinzip wurde beschlossen, an dem russischen Reichsstandpunkt festzuhalten und die in entgegengesetzter Richtung bevorstehenden Petitionen des finnländischen Landtages zurückzuweisen. Die eventuelle Notwendigkeit der Auflösung des Landtages sowie die Proklamierung eines neuen Wahlgesetzes wurden besprochen.—Um nähere Aufschlüsse über die Lage in Finnland zu erlangen, wandte sich ein Mitarbeiter der „Bet. Bz.“ an eine über die finnländischen Angelegenheiten angeblich gut informierte Persönlichkeit, und erhielt folgenden Bescheid: „Die Petition um Aufhebung der Verordnung vom 20. Mai hat in Petersburg eine größere Aufmerksamkeit erregt als in Finnland selbst. In Rußland macht man sich eine falsche Vorstellung von dem Wesen dieser Petition. Man glaubt, daß der Landtag bereits eine unbedingt schroffe Abgabe in dieser Angelegenheit gefaßt habe. Das ist doch keineswegs der Fall gewesen. Wie die Anträge in der russischen Reichsduma zuerst vor die Kommissionen gelangen, wo sie einer gründlichen Prüfung und Bearbeitung unterzogen werden, um erst dann an das Plenum zu gehen, so geschieht es auch im finnländischen Landtage. Letzterer hat nämlich die Petition an die betreffende Kommission weiterzugeben und Sache dieser ist es nun, die Petition zu prüfen, zu bearbeiten und wenn nötig auch umzuarbeiten. Wie der Kommissionsantrag ausfallen wird, vermag niemand vorauszubestimmen. Man gibt sich in Finnland keinen allzu großen Täuschungen hin. Durch die Einbringung dieser Petition



bezweckt man eine Auslegung des gesetzlichen Standpunkts seitens des Landtags herbeizuführen."

Die Nachrichten aus dem Auslande können Raum mangels wegen erst in der nächstfolgenden Nummer gebracht werden. Die Redaktion.

Nachrichten aus dem Kaukasus.

— **Tiflis.** Am 28. August ist der Herr Statthalter Graf Woronzow-Daschkow nebst seiner Gemahlin aus St. Petersburg auf sein Gut Nowo-Tomnikowo im Gouv. Tambow abgereist. — Der Statthalter bleibt auf seinem Posten, wie dem „Herold“ aus direkter Quelle mitgeteilt wird. Ende September wird er wieder in Petersburg eintreffen und gegen Ende Oktober nach dem Kaukasus zurückkehren. Der Statthalter dringt auf eine rasche Prüfung seiner Reformprojekte und hofft, daß die Interpellationen betreffend den Kaukasus sofort nach Beginn der Reichstagsession vorgenommen werden. In einer umfassenden Denkschrift gibt der Statthalter Antwort auf alle den Kaukasus berührenden Fragen; dort sei Beruhigung eingetreten und trotz Menchikow von einem Zerfall nichts zu merken, was durch Tatsachen erhärtet wird.

— Der Gouverneur Kofina-Lofinsky hat sich dieser Tage nach Achalzich zur Leitung der Löscharbeiten bei dem Brand der Kronsförsten in der Umgegend von Achalzich begeben. Der Brand bedroht die ganze Forstei Abastuman.

— Am 27. August reiste der Bevollmächtigte der Hauptverwaltung für Landwirtschaft und Landorganisation, Geheimrat Medwedjew, nach St. Petersburg ab.

— Vom 7. bis zum 25. August sind in der Stadt 26 Choleraverdächtige Fälle registriert worden. In 18 Fällen konnten durch bakteriologische Untersuchungen Choleraabazillen nachgewiesen werden. Von den 18 Erkrankten starben 12. Im Gouv. Tiflis sind bisher an der Cholera 14 Personen gestorben. Am 26. Aug. erkrankten in der Stadt 2 Personen von denen die eine noch am selben Tage nach der Überführung in die Choleraabarte verstarb. Am 27. Aug. starb an der Cholera 1 Person. Am demselben Tage verschied infolge Cholera ein Passagier im Waggon 2. Klasse auf der Strecke Awtshali-Tiflis. Am 29. Aug. wurden in der Stadt 11 Choleraerkrankungen beobachtet. Am 30. Aug. waren 4 am 31. 3 Choleraverdächtige Fälle zu verzeichnen. Am 1. September wurde eine Choleraerkrankte in die Baracken gebracht. — Am 19. August wurde eine bakteriologische Untersuchung des Wassers der städtischen Leitung vorgenommen, welche ergab, daß in dem Wasser keine Choleraabazillen nachzuweisen sind.

— Es ist gestattet worden, die an Cholera Verstorbenen auch auf den allgemeinen Friedhöfen zu bestatten.

— Vom 28. Aug. ab ist die neue Wasserleitung in Gebrauch gesetzt worden. Da die Wasserfilter noch nicht aufgestellt sind, nach der Meinung der städtischen Aerzte aber das Wasser dieser Leitung genügend rein ist, so wird es einstweilen unfiltriert bleiben. Der „Tifl. Listok“, der diese Nachricht bringt, wirft die Frage auf, ob es jetzt gerade nicht ratsamer wäre, vorsichtiger zu sein.

— Anlässlich des 80-ten Geburtstags Leo Tolstois sandte die Gesellschaft tifliser Journalisten an den Jubilar nach Jasnaja Poljana ein Telegramm folgenden

Inhalts: „Die tifliser Journalisten begrüßen den großen russischen Literaten und hoffen, daß seine mächtige Stimme lange zum Schutze der besten Ideale der Menschheit ertönen werde. Der Vorstand.“ — Die Stadtverwaltung faßte folgende Beschlüsse: 1.) ein Glückwunschtelegramm nach Jasnaja Poljana abzuschicken; 2.) zuständigen Orts um die Erlaubnis nachzusuchen: a) eine der Stadtschulen nach dem Namen Tolstois zu benennen; b) literarische Vorträge in den Stadtschulen zu Ehren Leo Tolstois zu veranstalten und c) unter den Schülern und Schülerinnen der städt. Lehranstalten billige Ausgaben seiner Werke verteilen zu dürfen, und 3.) für die Bibliothek der Stadtschulkommission eine vollständige Ausgabe seiner Werke zu erwerben. — Der „Allgemeine Klub“ sandte Tolstoi ein Telegramm folgenden Inhalts: Der „Allg. Klub“ begrüßt Sie als den großen Künstler, den treuen Freund des Volkes, den standhaften Beschützer der Rechte des Menschen und ständigen Erforscher der Wahrheit.“ — Der „Künstler-Klub“ beschloß, zu Ehren Tolstois im Herbst einen besonderen Theaterabend zu veranstalten, und sandte ihm zu seinem Geburtstage ein Glückwunschtelegramm.

— Eine „Genossenschaft von Lehrern“, die sich hier unlängst gebildet hat, beabsichtigt, mit dem Beginn des neuen Schuljahres eine private achtklassige Kommerzschule für Personen beiderlei Geschlechts zu gründen. Der Unterricht in den oberen Klassen soll am Abend stattfinden, um so auch beschäftigten Leuten die Möglichkeit zu bieten, den Kursus einer Mittelschule zu absolvieren. Die Statuten sind nach dem Muster einer ebensolchen in Petersburg seit längerer Zeit existierenden Schule ausgearbeitet und vom Ministerium für Handel und Gewerbe auch bereits bestätigt worden.

— Aus dem Berichte des Armenischen Kulturvereins für die Jahre 1906—1908 ist zu ersehen, daß er vor allem eine Tageszeitung („Batu“) in russischer Sprache und eine Zeitschrift: „die Jünglingsbibliothek“ in armenischer Sprache herausgibt; daß er ferner 15 verschiedene Bücher und Broschüren für das Volk herausgegeben und 31 Schulen gegründet hat, denen er auch Unterstüßungen gewährt. Im beginnenden Schuljahre sollen noch andere 44 Schulen im Kaukasus Unterstüßungen von seiten des Vereins erhalten. Der Verein hat außerdem im Dorfe Koraschen (Kreis Schuscha) ein Krankenhaus eingerichtet, welches er aus eigenen Mitteln unterhält. Außerdem hat er wandernde Zuspitzationen organisiert, die nach verschiedenen Dörfern gesandt werden, um die Bevölkerung gegen die Pocken zu impfen. Die Kunst-Sektion des Vereins gründete unter anderem ein Kunst-Museum und eine Bibliothek. In nächster Zukunft will der Verein auch eine Sammlung von Volksliedern und -melodien herausgeben. Der Verein unterhielt schließlich noch in Batu 2 Jahre lang eine armenische dramatische Truppe. Gegenwärtig hat der Verein 5 Prämien zu je 50 Rubel für die besten Werke aus der armenischen Geschichte anzusetzen über Thematata, die vom Verein genau angegeben werden. Die Verfasser sollen außer der Prämie noch 10 v. H. ihrer Bücher erhalten, falls sie in 3500 bis 5000 Exempl. gedruckt bzw. abgesetzt werden sollten.

— Vom 16. bis zum 21. August tagte in Berlin der erste Baptistenkongress, dem auch zahlreiche Vertreter aus Rußland (gegen 25), im ganzen aber gegen 2500 Personen aus allen Teilen der Welt beigewohnt haben, ja sogar Japaner und

Regen. Auch viele Frauen hatten sich eingefunden, unter ihnen selbst eine Negerin! Die Eröffnung des Kongresses fand am 16. mit geistlichen Gesängen und Reden in den verschiedensten Sprachen statt. In Deutschland beläuft sich die Zahl der Baptisten auf 40 000, in England auf 500 tausend, darunter nicht wenig hohe Staatsbeamte und Parlamentsmitglieder, wie z. B. der englische Finanzminister Lloyd George und viele andere. Allgemeine Aufmerksamkeit wurde dem Vertreter der Baptisten in Tiflis, Kasweit, zu teil, der bereits 50 Jahre lang als Prediger im Kaukasus tätig ist. Als zweiter Vertreter der Baptistengemeinde in Tiflis war P. Feselow erschienen.

— Am 28. August wurde in **Vorshom** der Verwalter des großfürstlichen Gutes Tj. Gög durch einige Revolvergeschüsse getötet. Wie verlautet, ist einer der Mörder verhaftet worden.

Am 1. September, gegen 9 Uhr morgens, ist zwischen Vorshom und der Station Strachny-Dkop, auf dem Wege nach Achafsch, gegenüber dem Dorfe Tschubis-Chewi, auf der 13. Werst von Vorshom, von einer 40—50 Mann starken Bande der Versuch gemacht worden, die Eldpost, welche 45 381 Rbl. mit sich führte, ungeachtet der starken Bewachung (7 Kosaken zu Pferde und 3 unberittene Landwächter, dazu die Postbeamten, welche gleichfalls bewaffnet zu sein pflegen) auszurauben. Das Gewehrfeuer dauerte, in einer Ausdehnung von circa 2 Werst, eine halbe Stunde, auch 3 Bomben wurden geworfen, und erscheint es angesichts dessen wie ein Wunder, daß die die Post befördernden Beamten mit ihrem Leben davongekommen sind, während doch 3 Kosaken getötet wurden, desgleichen 1 Landwächter, 3 Kosaken und die beiden übrigen Landwächter verwundet, 3 Pferde gleichfalls getötet und 1 Pferd verwundet wurden. Der Postillon Zwantschinin botte, als einer der Postgäule angeschossen wurde und zu Boden fiel, die Geistesgegenwart, dem Postkutscher zu befehlen, sofort die Stränge durchzuschneiden und dann mit den nach geliebten Pferden die Fahrt im rasenden Galopp fortzusetzen. Der Überfall wäre trotzdem geglückt, wenn nicht eine Truppe Soldaten, die nach Vorshom zur Beerdigung des ermordeten Herrn Gög beordert waren, gerade zu dieser Zeit der bedrohten Post an der kritischen Stelle entgegengekommen wäre und damit zugleich die Räuber veranlaßt hätte, schnelligst das Weite zu suchen. Von letzteren ist nur einer tot aufgefunden worden, ein Georgier aus Tiflis, namens Beradschawili. Die übrigen sind entkommen, trotzdem der Ort der Katastrophe sofort vom Militär umzingelt und gründlich durchsucht wurde. Eine Untersuchung ist unmittelbar nach dem Überfall durch den örtlichen Prästew eingeleitet worden.

— In der vorigen Nummer brachten wir die Mitteilung über die Verabung der Post und vieler Privatpersonen auf dem Wege von **Wich-Mjutsch** nach Tiflis. Nachträglich ist bekannt geworden, daß tags darauf einer der Hauptschuldigen während der Verfolgung erschossen wurde. Den letzten Nachrichten zufolge ist am 27. August auf dem Gute „Wogaz-Kessan“, Alex. v. Rugschenbach geherig, auf einem Heuboden ein zweites, gleichfalls bei jener Gelegenheit verwundetes Mitglied der erwähnten Räuberbande von der Landpolizei gefunden und verhaftet worden ist.

— Wie der „Tifl. List.“ mitteilt, findet das Genossenschaftswesen unter der Bevölkerung des westlichen Transkaukasien immer mehr Verbreitung, wobei ihr die Garier mit gutem Beispiel vorangegangen sein sollen. Letztere

haben nämlich infolge der in den letzten Jahren eingetretenen Teuerung bereits seit längerer Zeit den Nutzen und Vorteil der Konsumvereine eingesehen und solche bei sich in vielen Dörfern eingeführt. Die Verwaltung der Vereine sowie die Kontrolle besteht aus gewählten Männern, die in den meisten Fällen ihr Amt unentgeltlich versehen. Nur in vereinzelten Fällen, wo es sich um die Anstellung eines erfahrenen Kaufmanns zur Leitung der Geschäfte handelt, werden zu dessen Befoldung jährlich einige Hundert Rubel verausgabt. Das Betriebskapital wird durch die Beiträge der Mitglieder gebildet und beläuft sich meist auf 5—7-tausend Rbl.

— Auch für den Fortschritt in der Landwirtschaft scheint man sich in jenem Teile des Kaukasus zu interessieren, denn, wie dieselbe Zeitung mitteilt, hat sich in **Batum** eine landwirtschaftliche Gesellschaft gebildet, die es sich zur Aufgabe stellt, die Hebung der Bodenkultur unter den breitesten Massen der Bevölkerung seines Kreises zu fördern. Es sei die Entstehung einer solchen Gesellschaft mit um so größerer Freude zu begrüßen, als neben vorzüglich ausgestatteten Ortschaften in jenem Gebiet, der Teebau und viele nützliche tropische Bäume u. Pflanzen im benachbarten Adscharien bis auf den heutigen Tag unbekannt geblieben sind. Auch den Unbemittelten unter der örtl. Bevölkerung soll geholfen werden. Der Jahresbeitrag ist gering—nur 3 Rbl.

— Wegen allzuscharfer Beurteilung des Sendeschreibens der obersten geistlichen Behörde in Rußland, des Heil. Synods, betreffs Ehrung des 80-ten Geburtstags Tolstois ist die Zeitung „**Batumski Golos**“ vom zeitweiligen Militärgouverneur zur Strafe auf 10 Tage suspendiert worden.

— In **Elisabethpol** soll nächstens eine Zeitung unter dem Namen „**Provinzija**“ erscheinen. Es ist dies nicht der erste Versuch, hier eine Tageszeitung ins Leben zu rufen, doch haben sich bisher alle diesbezüglichen Anstrengungen nicht bewährt.

— Unter dem Viehbestand der russischen Dörfer des **Kreises Elisabethpol** ist eine Seuche ausgebrochen. Es sollen täglich 3—5 Stück Vieh fallen. Es haben sich die Einwohner der betr. Dörfer deshalb auch an den Gouverneur mit der Bitte gewandt, geeignete Maßregeln zur Bekämpfung der Krankheit zu treffen.

— **Baku**. Am 1. Sept. ist der Exekutor der hiesigen Domänenverwaltung Anantschenko, als er, vom Rentamt kommend, mit 3773 Rbl. Quartiergeldern für die Beamten dieser Behörde im Waeton die Ecke der Kojubafinskaja und Spaschkaja passierte, von 4 mit Revolvern bewaffneten Streifen überfallen und der ganzen Barschaft beraubt worden. A. wollte seinen Revolver benutzen, doch wurde ihm dieser von den Räubern aus der Hand geschlagen. A. war ohne Bedeckung allein aus dem Rentamt gefahren, eine Fahrlässigkeit, die ebenso gerügt zu werden verdient, als wenn der Betreffende das Geld verloren hätte.

— Am 25. August eröffnete der Chef des **Rubangebiets** in der Staniza Wosnessenskaja bei Armarir eine Ausstellung landwirtschaftlicher Erzeugnisse. Am Tage der Eröffnung sammelten die Anwesenden unter sich 350 Rbl., die für den Bau eines Luftschiffes nach dem System Tatarinow verwandt werden sollen.



Aus den Kolonien.

Die deutsche Kolonie Annensfeld in Transkaukasien. (2. Fortsetzung.) Das Pastorat, gleichfalls an der Breitstraße, einige hundert Schritt vom Bethause entfernt, belegen, mit einem bescheidenen Gärtchen davor, besteht aus mehreren geräumigen Wohnzimmern, einer großen, hellen Küche und den übrigen erforderlichen Wirtschaftseinrichtungen und scheint seiner Bestimmung zu entsprechen. Freilich hätte ein verheirateter Pastor, mit Familie, es etwas eng im Pastorat. Mit diesem Umstand werden die Annensfelder rechnen müssen, wenn sie demnächst statt eines ledigen eines verheirateten Pastor haben werden. Wäre es angesichts dieser Möglichkeit nicht geratener, schon jetzt den Bau eines eigentlichen Pastorats ins Auge zu fassen und das hierzu erforderliche Kapital allmählich zusammenzubringen? Es läßt sich nicht leugnen, daß die Gemeinde durch die jüngst erfolgte Regelung ihrer materiellen Verpflichtungen dem Ortspastor gegenüber einen guten Schritt vorwärts getan hat, aber, um ihn dauernd an die Kolonie zu fesseln, müßte ihm noch weiteres Entgegenkommen gezeigt werden. In anderen evang.-luth. Gemeinden, wie z. B. in den Ostseeprovinzen, sind die Pastoren weit besser gestellt als bei uns und ist es daher ganz natürlich, daß die transkaukasischen Geistlichen nur zu gern einem Ruf dorthin folgen, zum direkten Schaden für unsere Kolonien.

Die Kolonie hat seit einem Jahre auch ihre eigene Post- und Telegraphenabteilung. Dieselbe befindet sich im früheren großfürstlichen Jagdschloße am Ende der Poststraße, beim Tor, durch welches man ins Tatarendorf Morul gelangt. Die Anregung zur Eröffnung der Abteilung ist freilich nicht von der Kolonie, sondern von der Direktion des Kedabel'schen Kupferwerks ausgegangen, aber die Annensfelder liefern zum Unterhalt derselben auch ihren bescheidenen Beitrag, indem sie die Postbeförderung von der Station Dolljar bis in's Dorf für eigene Rechnung übernommen haben. Die Gagen der Beamten (ihrer sind natürlich nicht viele) zahlt der Staat und nur ein Angestellter wird teilweise von Kedabel bezoldet. Alle sonstigen Ausgaben werden gleichfalls für Rechnung Kedabels bestritten, namentlich auch die Lokalmiete, welche wiederum der Gemeinde Annensfeld zugute kommt, so daß, wenn man den Postbeitrag von Kedabel: 764 Abl. von der Annensfelder Zahlung für die Beförderung der Post (868 Abl.) in Abzug bringt, die Annensfelder für die Annehmlichkeit, eine Post- und Telegraphenabteilung am Ort zu haben, eigentlich nur 104 Abl. jährlich zu leisten haben. Die Einrichtung der Abteilung ist auch von Kedabel aus besorgt worden, welches denn überhaupt seinen freiwillig übernommenen Verpflichtungen hinsichtlich der Post- und Telegraphenverbindung in anzuerkennender Weise nachgekommen ist und nachzukommen fortfährt. Daß Kedabel an der Eröffnung einer Postabteilung am meisten interessiert war, wird niemand bestreiten wollen. Daß aber auch die Kolonie keine Ursache hat, das Engagement mit 100 und einigen Abl. zu bedauern, begreift heute jeder Bürger von Annensfeld, denn ganz abgesehen davon, daß die Kolonie ja auch Zeitungen und Briefe empfängt, freilich bei weitem nicht in so großer Zahl, wie etwa Katharinenfeld oder Helenendorf, so hat namentlich auch die Möglichkeit, Geld direkt nach Annensfeld überführen zu können, dazu geführt, daß im verfloßenen Wirtschaftsjahr hier größere Abschlässe auf Wein stattgefunden haben, indem die Händler in Anbetracht dieser

Bequemlichkeit natürlich es vorzogen, hierher zu kommen, anstatt sich an Orte zu begeben, wo keine Postabteilungen existieren und wohin sie daher die Kaufsummen hätten mitführen müssen, trotz drohender Gefahr, unterwegs ausgeraubt zu werden. Es wäre mithin ein Akt der Selbstschädigung, wollten sich die Annensfelder nach Ablauf der 3 Jahre, für welche die Abmachung zwischen der Regierung, Kedabel und der Kolonie betreffend die Post- und Telegraphenabteilung verläufig getroffen worden ist, von der Erneuerung desselben Abstand nehmen, um sich die 100 und einigen Rubel in Zukunft wieder zu ersparen. Auch die Tätigkeit des am Ort bereits über 2 Jahre existierenden Konsumvereins würde durch Schließung der Postabteilung nur verlieren, zum direkten Nachteil für die Kolonie, deren Bürger zum größten Teil ja auch Mitglieder des Konsumvereins sind. Diese beiden Erwägungen allein dürften schon genügen, um etwaige Einreden weniger einflussvoller Gemeindevorstände gegen die Möglichkeit der Postauflage zu widerlegen.

In Annensfeld gibt es zurzeit auch ein Krankenhaus mit einem Arzt, etlichen Feldsehern, einer Hebammee und einer Apotheke. Ihr Unterhalt wird allerdings fast ausschließlich vom Staat und nicht von der Kolonie selbst besorgt. Leider ziehen es die Annensfelder vor, statt der geschulten ärztlichen Hilfe die eines Laien in Anspruch zu nehmen. An und für sich könnte man ja gegen die Vereitwilligkeit des sogenannten „Herrn Doktors“, der leidenden Menschheit mit seinen Erfahrungen auf dem Gebiete der Arzneikunde behilflich zu sein, nichts einwenden, wenn sie nicht von Gefahren für das öffentliche Wohl begleitet wäre. Denn jeder wird mir doch wohl recht geben, daß ein früherer Apothekergehilfe keineswegs über genügende medizinische Kenntnisse verfügen kann, um in ernsteren Fällen mit Erfolg eingreifen zu können. Daß die Behörde, deren Pflicht es wäre, das eigenmächtige Kurieren des erwähnten Herrn zu unterbinden, ihn so lange schon ungehindert schalten und walten läßt, beruht offenbar auf einem Mißverständnis. Kein Wunder, daß angesichts des Mangels an Verständnis der Annensfelder für die Heilkunde der am Ort lebende geschulte Arzt um die Überführung des Krankenhauses und des gesamten ärztlichen Personals an einen dritten Ort, es heißt nach Dergam, nachgesucht hat, da es ihm natürlich ehrenrührig sein muß, daß die Leute, um deren willen er speziell hierher geschickt wurde, dem Kurpfuscher vor ihm den Vorzug geben. Ein Totschweigen solcher Zustände wäre vom Standpunkt des Schuldigen vielleicht erwünscht, der Gemeindevorstand aber hat die sittliche Pflicht, gegen den in Rede stehenden Unfug energisch Front zu machen. In keinem Falle aber hat derselbe ein sittliches Recht dazu, das geschulte ärztliche Personal abziehen zu lassen, denn dadurch bringt er die Gemeinde in Falle einer Epidemie, wie Cholera, Pocken u. dgl. m. eventuell in die Gefahr, bis auf den letzten Mann auszustorben. Mehr als das, die Kolonie, welche doch berufen ist, als Kulturträgerin unter den Fremdvölkern zu wirken, würde durch das schlechte Beispiel, welches sie dadurch den umliegenden, in der Kultur bedeutend niedriger stehenden tatarischen Gemeinden gäbe, nur verderblich wirken. Denn, wie wollten man von den Tataren verlangen, daß sie Respekt vor der Hygiene haben und den Vorschriften eines Arztes Folge leisten sollen, wenn sogar wir, ihre deutschen Nachbarn, auf die ärztliche Hilfe verzichten und die Quackalberei der Medizin vorziehen. Hierin muß unbedingt Wandel geschafft werden und zwar noch

ehe es zu spät wird. Man will in Transkaukasien die Semstwo-organisation, d. h. die Selbstverwaltung auf dem Lande einführen, wie sie im Innern des Reichs schon seit Jahrzehnten existiert. Da wirds auch Landschaftsärzte geben, deren Unterhalt der Bevölkerung noch etwas teurer zu stehen kommen dürfte, als der der Dorfärzte (*comerie spanin*). Ebenso werden Landschaftshebammen angestellt werden müssen. Glaubst Anmensfeld denn, daß es sich der Verpflichtung, an derartigen Ausgaben teilzunehmen, wird entziehen können? Wäre es da nicht besser, schon bei Zeiten in die neue Bahn einzulenken und einen Arzt, wenn der von der Regierung bestellte den Bürgern aus irgend welchen Gründen nun mal nicht zusagt, aus eigenen Mitteln anzustellen? Oder, wenn diese nicht ausreichen sollten, mit Georgsfeld und vielleicht noch einigen umliegenden größeren fremdstämmigen Siedlungen gemeinschaftlich vorzugehen? Georgsfeld ist ja zurzeit jeglicher ärztlichen Hilfe bar, nicht mal eine geschulte Hebamme befindet sich in der Kolonie! So mancher Bürger von Georgsfeld muß heute seine Frau vor einem gewissen Ereignis nach Helenendorf oder nach Elisabethpol schicken, wenn anders sie nicht infolge mangels genügenden ärztlichen Beistands sterben soll, und damit zugleich eine Ausgabe bestreiten, welche seinen Vermögensverhältnissen nicht immer entspricht. Sollte denn die Gemeinde Georgsfeld etwa nicht fortgeschritten genug sein, um diesen Mißstand beseitigen zu wollen? Wir streben nach immer größerem Gewinn, indem wir unermüßlich auf neue wirtschaftliche Methoden sinnen, und wenn wir sie erfunden haben, sie, wo es nur irgend angeht, auch anwenden, es koste was es wolle, und wir sollten es ruhig mitansehen können, daß unsere Angehörigen vorzeitig ins Grab sinken, ins Grab sinken müssen, weil wir nichts für ihr körperliches Wohlergehen übrig haben? In Georgsfeld quälen sich die Kinder mit dem Keuchhusten schon wochenlang; von Haus zu Haus ist diese Krankheit gezogen; wir sehen die Erstickungsanfälle mit unseren eigenen Augen—das Herz tut uns weh—und wir sollten dennoch keinen Finger rühren wollen, um ihnen Erleichterung zu schaffen? Sind wir nicht Christen? Es ist den Georgsfeldern von geschägter Seite der Vorschlag gemacht worden, wenn auch keinen Arzt, so doch wenigstens eine Feldscherin-Hebamme anzustellen. Was ist geschehen, um diesen wohlgemeinten Rat zur Tat werden zu lassen? Ist es denn erhört, daß noch im 20. Jahrhundert Gemeinden, deutsche Gemeinden sich so gleichgültig, um nicht mehr zu sagen, gegen die Heilkunde verhalten, deren Bedeutung in den Kulturstaaen von Tag zu Tag immer höher geschätzt wird? Sollen alle Erfolge der Neuzeit auf medizinischem Gebiet, alle die Stauven erregenden Entdeckungen nicht auch für uns gemacht worden sein? Nein, so weit dürfen wir es nicht kommen lassen. Noch ist es nicht zu spät. Tum wir uns zusammen und helfen einander, wenn wir uns im einzelnen nicht zu helfen vermögen. Betätigen wir uns auch in dieser Hinsicht als Fortschrittler.

A. J.

(Fortsetzung folgt.)



Das „Winterfest“ im Deutschen Verein zu Tiflis wird, wie nun endgültig festgestellt worden ist, am Sonntagabend, d. 20. d. Mts, stattfinden und zwar um 5 Uhr nachmittags seinen Anfang nehmen, damit auch unsere lieben Kleinen die Möglichkeit hätten, das Fest

teilweise mitzumachen. Der Garten „Renaissance“ ist den Herren Unternehmern leider nicht zugänglich, da der „Russische Klub“, zu dessen Verfügung sich derselbe befindet, nur gegen eine unverhältnismäßig hohe Zahlung bereit wäre, ihn für den genannten Abend abzutreten. Um so gediegener wird aber die Aufmachung im Garten des Deutschen Vereins sein, durch welchen auch der Zuch des Bacchus gehen soll. Viele junge Damen und Herren der Gesellschaft haben bereits versprochen, an demselben in Kostümen teil zu nehmen, so daß dieser Teil des Programms mithin der allerinteressanteste zu werden verspricht. Im Garten wird sich neben den gewöhnlichen Zelten und Buden auch ein Kasperltheater befinden, welches nicht nur den Kleinen, sondern auch den Großen viel Ergötzen bereiten dürfte. Ein Panoptikum soll dem erstauzten Publikum die seltsamsten Maritäten vorführen. Ein Schießstand wird unseren Nimrods Gelegenheit bieten, vor der ganzen Gesellschaft ihre Treffsicherheit zu demonstrieren. Dazwischen wird ein Sängerkhor sich hören lassen und die, wie zu erwarten steht, ohnehin animierte Stimmung noch um vieles erhöhen. Bei fröhlichem Becherklang werden sich die Herren der Schöpfung dann am Abend im feenhaft illuminierten Garten wie in den siebenten Himmel versetzt fühlen, indeß da drinnen im Saal das Varieté-Theater die Damen belustigen wird. Zum Schluß gibts einige Charaktertänze und dann allgemeine große Hopserei. Das Eintrittsgeld ist so billig berechnet worden (60 Kop. für Herren, 40 Kop. für Damen, 20 Kop. für Minderjährige und Untermilitärs), daß jeder Gast mit Freuden mindestens das Doppelte zu zahlen sich bereit finden lassen wird. Der Vornümgungsausschuß wird jeden als einen Spaßverderber ansehen, der nicht mitmacht. Darum bleibe auch niemand zu Hause, denn nichts geht doch über den Spaß!



Die jüngsten deutschen Kaisermanöver in der Beurteilung französischer militärischer Berichterstatter.

Zu der in der vorigen Nummer in der Rubrik „Ausland“ gemeldeten Truppenschau bei Straßburg im Reichslande Elsaß-Lothringen durch der Deutschen Kaiser, welcher auch zahlreiche französische Militärs als Gäste beivohnten, liegen im „Journal“ und im „Eclair“ Urteile von Sachverständigen vor, die freilich etwas überschwänglich klingen, aber im Grunde genommen doch beweisen, welchen Achtung gebietenden Eindruck das deutsche Heer und namentlich sein Chef, Kaiser Wilhelm, auf die Franzosen zu machen vermögen. Im „Journal“ sagt de Mailière etwa folgendes—nach der Wiedergabe des „Herold“—: „Alle, auch die Franzosen, die in großer Anzahl von der Grenze herbeigeströmt waren, um das großartige Schauspiel zu betrachten und vielleicht zu kritisieren, hatten nur eine Stimme rüh-



mender Anerkennung für die rüstige Frische Kaiser Wilhelms, des so forschenden Obersten seines 145. Regiments, das er mit dem Feuer eines jungen Leutnants ins Manöver führte; für die lebenswürdige Anmut der Kaiserin, die sich mit einer Bescheidenheit, die weder ihr Alter noch ihre strahlende Gesundheit rechtfertigen, freiwillig in die Rolle der Großmutter, die man im Wagen fährt, verstanden hat; für die pariserische Eleganz der Kronprinzessin, dieser kecken Amazone, für die jugendliche Unerfrohenheit der preussischen Prinzen, dieser vollenendeten Reiter. Das Erste, was mir bei der Anordnung dieser Revue aufgefallen ist, war die späte Stunde, zu der die Truppen im Manöverfeld aufmarschierten. Wenn bei uns eine Revue auf zehn Uhr festgesetzt ist, brechen die Regimenter schon um fünf Uhr auf. Hier hat das Militär die Garnison Metz erst um ein Viertel nach neun Uhr verlassen, so groß war die Gewissheit, daß es bei seiner Ankunft alle Vorsichtsmaßregeln fertig getroffen vorfinden würde. Dies verdient ein Lob ohne jede Einschränkung. Die Truppen waren also auf ihren Posten, ohne sich vorher unnötig durch Warten ermüdet zu haben. Auch dies ist der Ausdruck einer höchst aufrichtigen Bewunderung. — De Maistre schildert sodann die Erscheinung des Kaisers und das Defilee seines Regiments vor der Kaiserin: „Als die ersten schwarzen Helmbüschel sichtbar wurden, legte Kaiser Wilhelm seinen Marschallstab in die Hand des Marschalls Däfler, der noch immer in so auffälliger Weise dem verstorbenen Minister Thiers ähnlich steht. Dann zog er den Säbel aus der Scheide und präsentierte, wie ein einfacher Oberst, der Kaiserin und den Königen sein Regiment mit einem Jünglingsfeuer, das bei den Deutschen den Enthusiasmus entzoffelte, bei uns Franzosen aber ein Gefühl der Traurigkeit hervorrief. Man mag sagen, was man will, dieser Kaiser ist ein bewunderungswürdiger Offizier! Und als er sich beim Gruß mit dem Degen vor den Damen und den alten Generälen verneigte, haben wir anderen — mag man sich über uns als Träumer immerhin lustig machen! — darin das Symbol eines Vaterlandes und die erhabene Eulidigung erblickt, die der Manneszucht, der „lebendigen Kraft der Armeen“, wie unser französisches Reglement sich ausdrückt, dargebracht wurde. . . . Das sind nicht mehr Soldaten, die manövrierten, nicht mehr Mannschaften, die blind gehorchen — nein, es ist ein ganzes Land, das hier vorüberzieht: ein an Wunder grenzender Anblick! Mag man lateinisches oder germanisches Blut in den Adern haben, gleichviel: man muß es laut bekennen, und wäre es auch nur aus Verehrung für die Schönheit der Dinge! Nun genug der wahren Bewunderung und der aufrichtigen Komplimente! Die Bahn, die mich nach Nancy zurückbrachte, war voll besetzt. Sobald die Grenze passiert war, brüllten die Reisenden die Marzellaise. Die Worte des Liebes schienen mir blödsinnig übertrieben, die Musik dazu vielleicht etwas geräuschvoll schmetternd. Ich gestehe offen, es ist das erstemal, daß ich beim Anhören der Weise eine tiefe innere Erregung verspürte.“

Der Berichterstatter des „Clair“, ein französischer Offizier, schreibt an den Schluß seiner Manöverschilderungen: „Über dem Schauspiel, das ich soeben gesehen habe, liegt eine Atmosphäre von Disziplin, Methode, Organisationsgeist, verbunden mit einer Liebe für militärische Dinge, die bis zu religiöser Verehrung getrieben ist. . . . Die geschlossene Harmonie der Haltung, das Ebenmaß der Wendungen, der Rhythmus

in allen Bewegungen hinterlassen in mir den Eindruck einer Art von großartiger militärischer Symphonie, deren Ausführung vom Kaiser geleitet wurde. Sein Marschallstab erschien mir in seiner Hand wie der Taktstock eines Orchesterdirigenten. . . . Mit gepreßtem Herzen denke ich daran, daß unsere Offiziere und unsere Soldaten noch wunderbarere Virtuosen sind, als diese deutschen Automatentruppen, Virtuosen, mit denen sich ein noch viel schöneres Konzert aufführen ließe. Aber wie ließe sich ein solches Konzert veranstalten bei der Mitwirkung der erbärmlichen Komödianten, aus denen sich die mißtönende Kapelle zusammensetzt, worin unter dem schlappen und ohnmächtigen Taktstock des Fanfarenmeisters Fallières ein Picquart das Klavier spielt, ein Chéron die große Pauke schlägt, und ein Clemenceau — das englische Horn bläst! Ah! Welche Lehre hat uns Kaiser Wilhelm auf dem Manöverfeld von Frescaty erteilt! Dieser Staatschef und gleichzeitige Armeeschef, dieser Souverän, der — man fühlt es deutlich — von seinen Truppen angebetet wird, und der selbst in sie verliebt ist, dieser Kaiser hoch zu Ross, gekleidet, behelmt und gepornt — welche beherzigenswerte Erscheinung! Da haben wir wahrhaftig, und zwar nicht in Gestalt einer abstrakten Utopie, sondern in Fleisch und Blut verkörpert, die lebendige Synthese der „Nation in Waffen“ vor Augen! Und in Gegenwart eines so greifbaren Symbols, wie sollte man sich nicht die moralische Begeisterung erklären, die ich seit achtundvierzig Stunden im sechzehnten deutschen Armeekorps miterlebt! Dies sind die melancholischen Gedanken, denen ich nachhänge in dem Moment, wo ich mich hastig vom Manöverfeld entferne, auf dem es mir zu meinem Schmerze beschieden war, wider meinen Willen den mächtigen Eindruck der deutschen Stärke zu empfinden. . . . Ich kann es nicht vergessen, daß diese Lehre mir auf lothringischer Erde zuteil werden mußte, hier zwei Schritt weit von jener Grenze, jenseits derer ich so lange Zeit hindurch, den Säbel in der Faust, auf Wache gestanden habe! . . . Noch immer tanzt mir vor den Augen das Gewimmel von Frescaty. Die Büten dieses Herrschers, zugleich mit dem Funkeln all jener Helmspitzen, dieses Les zerschnitt mir das Herz. . . . Um das quälende Bild loszuwerden, um in meinen Ohren das gellende Echo dieser Hochrufe, die noch darin nachhallen, zu ersticken, bitte ich meine Leser um die Erlaubnis, die hastig hingeworfenen flieberhaften Bemerkungen mit dem Rufe zu schließen, der mein altes Soldatenherz trösten mag: „Vivo la France!“

Literatur und Kunst.

Graf Leo Tolstoi.

Anläßlich seines 80. Geburtstages (28. Aug./10. Sept. d. J.)

Graf Leo Tolstoi wurde am 28. August 1828 auf dem Gute Jasnaja Poljana im Gouvernement Tula als ein Sohn des verabschiedeten Husarenoberst Nikolai Iljitsch Tolstoi und seiner Ehegattin Maria Nikolajewna geb. Fürstin Wolkonski, zweier ganz gewöhnlicher Sterblichen, die sich in keiner Weise hervorgetan haben, geboren. Der Vater hatte nur aus Berechnung geheiratet, um seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen aufzuhelfen. Als unser Jubilar 1½ Jahre alt war, starb seine Mutter. Im Alter von 9 Jahren verlor er auch den Vater. Nach dem Tode seiner Mutter hatte eine nahe Anverwandte des Tolstoi'schen Hauses namens Bergoltski

die Fürsorge für den verwaisten Knaben übernommen und hat Tolstoi ihr speziell ein liebevolles Andenken bewahrt. Als dann auch der Vater gestorben war, kam Tolstoi mit seinen Geschwistern zu einer Tante väterlicherseits, der Gräfin Osten-Sacken, und als auch sie nach 3 Jahren das Zeitliche segnete, zu einer anderen Tante in Kasan. Die Erziehung des Knaben unter Leitung der gütigen Tanten war die damals in adligen Kreisen übliche, wie sie der Zubilar in seinen Erstlingswerken „Kindheit“ und „Jünglingsalter“ so treffend geschildert hat. 1843 bezieht Tolstoi die Universität in Kasan, um Philologie zu studieren. Beim Examen vor dem zweiten Kursus ereilt ihn das Mißgeschick durchzufallen, infolgedessen er nun zur juristischen Fakultät übergeht, die er auch im Jahre 1847 absolviert, um 1848 an der Petersburger Universität den Kandidatengrad zu erlangen, ohne sich dabei, wie er selbst erzählt, gerade besonders angestrengt zu haben, da ihm in jener Zeit mehr daran gelegen gewesen sei, in jeder Hinsicht *comme il faut*, d. h. vornehm zu erscheinen, als sein Wissen zu bereichern. Das Hasten nach den äußerlichen Erfolgen in der Gesellschaft hinderte ihn aber schon damals keineswegs daran, sich mit naturphilosophischen Studien abzugeben und kleinere Sachen im Zusammenhang mit diesen zu verfassen. Hernach begegnen wir Tolstoi wieder in Jasnaja Poljana, wo er sich vergebens abmüht, die Lage seiner Bauern zu verbessern. Nach einigen mißglückten Versuchen in dieser Richtung, verläßt Tolstoi das väterliche Gut und reist 1851 in den Kaukasus, wo ein älterer Bruder von ihm als Offizier an den Kämpfen mit den Bergvölkern gerade teilnimmt. Hier bleibt Tolstoi 4 Jahre, während welcher er unter den neuen gewaltigen Eindrücken eine Reihe von literarischen Erzeugnissen schafft, an welche sich hernach in der Krim, wohin er sich nach Ausbruch des russisch-türkischen Krieges begiebt, weitere Werke anschließen, wie z. B. „Sewastopol im Dezember 1854“, „Sewastopol im Mai 1855“ u. a., die ihm schon eine gewisse Berühmtheit verschaffen. Im Jahre 1856 nimmt der Dichter seinen Abschied, nachdem er inzwischen den Offiziersrang erworben hat, und reist nach St. Petersburg, wo er bald darauf die nähere Bekanntschaft der hervorragenden russischen Schriftsteller jener Zeit: Gontscharow's, Nekrasow's, Ostrowski's, Turgenjew's, Grigorowitsch's, Drushinin's und etlicher anderer macht. Es begann damals die Periode der Aufklärung unter Kaiser Alexander II., eine Zeit der Umwertung aller Werte, die ihren vorzüglichsten Ausdruck in dem Manifest vom 19. Februar 1861 über die Aufhebung der Leibeigenschaft gefunden hat. Trotz des ihm angeborenen Skeptizismus gab sich Tolstoi nun mit ganzer Seele der neuen Strömung hin und schwelgte wie alle aufgeklärten Männer jener Epoche in dem einzigen Bestreben, den Fortschritt der russischen Gesellschaft fördern zu helfen. Aber nicht lange sollte diese Hoffnungsfreudigkeit bei Tolstoi anhalten. Schon nach einigen (2—3) Jahren, namentlich seitdem Tolstoi im Auslande gewesen war und dort die westeuropäischen Kulturideale in ihrem Widerstreit mit der nüchternen Wirklichkeit kennen gelernt hatte, sehen wir ihn, an allen seinen wohlgemeinten Absichten in bezug auf das öffentliche Wohl verzweifelnd und das Heil einzig in der Selbstvervollkommnung suchend, wieder auf dem einsamen Landitz Jasnaja Poljana, wo er als aufgeklärter und humaner Gutsherr lebt und wirkt. Hier beschäftigt Tolstoi vor allem die Frage der Volksbildung und gründet er am Ort nach eigenem System eine Volksschule. Auch gibt er ein eigenes pädagogisches Journal „Jasnaja Poljana“ heraus

und bekleidet gleichzeitig das Amt eines Friedensvermittlers. Das „in das Volk Gehen“ war übrigens in jeder Zeit etwas ganz Selbstverständliches. In zahlreichen allgemeinen und Fachzeitschriften erschien eine so große Menge von Artikeln zur Frage der Volksaufklärung, wie wir sie hernach in Rußland nie mehr erlebt haben. Die Tolstoi'schen Ideen zeichneten sich namentlich durch Originalität aus und entspann sich daher zwischen ihm und seinen Gegnern eine noch nicht dagewesene Polemik. Aber dem eigentlichen Aufklärungstreiben seiner Zeit war Tolstoi im Laufe der 4 Jahre (1861—1864), wo er ausschließlich pädagogisch tätig war, trotzdem fern geblieben und kann er somit auch nicht als Mitkämpfer jener Periode im engeren Sinne betrachtet werden. 1862 hatte Tolstoi geheiratet—die Tochter eines bekannten Moskauer Arztes, Sophie Behrs. In den hierauf folgenden 15 Jahren schafft Tolstoi seine größten literarischen Werke, wie „Krieg u. Frieden“, „Anna Karenina“ u. a., ungeachtet dessen, daß er die literarische Tätigkeit ganz allgemein als überflüssig bezeichnet, da sie nichts zur Besserung des Menschen beizutragen vermöchte, weil diese nur von innen heraus, aus eigenem Antriebe, durch einen freien Willensakt erfolgen könne, wobei weder Bücher, noch Lehrmethoden, am allerwenigsten aber die, welche im Westen angewandt würden, helfen. Allenfalls die sog. „freie“ Schule, in welcher jeder lehren dürfte, was und wie er wollte, wäre von einigem Wert, aber auch diese sei nur gering zu veranschlagen. Der wahre Fortschritt sei so persönlich, daß jeder ihn im Keime besonders mit sich herumtrage; ihn aus freien Stücken entwickeln, sei Ziel und Zweck jeden und allen Fortschritts. Einen allgemeinen, historisch sich entwickelnden Fortschritt konstruieren zu wollen, sei widersinnig. Das Jahr 1876 bedeutet einen Wendepunkt in der inneren Entwicklung Tolstoi's. Von nun an beschäftigt er sich ausschließlich mit dem Suchen nach dem „Sinn des Lebens“ und nachdem er ihn gleich Faust weder in der Wissenschaft, noch in der Philosophie, noch in den verschiedenen Glaubensbekenntnissen, noch im Leben der besseren Stände finden zu können glaubt, wendet er sich ganz und gar dem „einfachen“ Mann zu, bei dem er die Wahrheit noch unverfälscht zu erschauen wähnt und wird, um sich mit ihm zu identifizieren, scheinbar selbst ein „einfacher“ Mann, in Tracht und Gebärden, ohne deshalb aber auch in der Tat zu einem solchen zu werden. Er verzichtet scheinbar auf alle Güter dieses Lebens, indem er sein ganzes Vermögen seiner Frau abtritt, bleibt aber dennoch im Genuß all dieser Güter, da er sich von seinem Haus und Hof, also von seinen früheren Lebensgewohnheiten, nicht trennt. Ein Moralphilosoph ohne Gleichen, kommt Tolstoi schließlich soweit, daß er alles leugnet: Staat, Gesellschaft, Familie sind nach ihm ein Nonsens; sie müssen abgeschafft werden; alle bestehenden Religionen sind Irrlehren, es gibt nur ein Gebot, das Gebot Gottes, dessen Stimme der „einfache“ Mensch in seinem tiefsten Innern zu jeder Zeit vernimmt, weshalb auch jeder Kultus überflüssig sei. Tolstoi wird zum Himmelsstürmer. Ein Titan an Geist, bleibt er trotzdem ein Mensch wie alle anderen, mit den gewohnten Fehlern und Schwächen. Seine Lehren dringen aber in die breiten Massen und verleiten sie zum Kampf gegen die bestehende Ordnung, indem ihr Meister mit olympischer Ruhe von seinem weltabgeschiedenen Landitz aus den Wirkungen seiner Lehre zuschaut. Das ist die Tragik dieses Genies, daß es aufrichten will, wo es nur zu Grunde richtet. Ein Geschlecht von Titanen wäre vielleicht



imstande, den von Tolstoi gepredigten „Frieden auf Erden“ zu begründen und zu erhalten, nicht aber unser armeliges Menschengeschlecht. Ein gewaltiger Philosoph und Denker, hat Tolstoi für uns aber dennoch nur als Schöpfer ganz einzig dastehender literarischer Erzeugnisse wahrhaftigen Wert. Hier verstehen wir ihn, hier können wir ihm folgen. Wo sein Mysticismus einsetzt, da versagt unser Verstehen und unsere Nachfolge. Es erscheint daher auch gar nicht so widersinnig, daß der Staat trotz aller Hochachtung vor dem genialen Manne und seinem Gedankenfluge im eigenen Interesse, dem Selbsterhaltungstrieb folgend, und in dem wohlverstandenen Interesse der vielen Millionen seiner ungebildeten und daher leicht irre zu leitenden Untertanen die Weiterverbreitung von Lehren, wie sie Tolstoi erteilt, nach Möglichkeit zu verhindern strebt. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, wird auch die Ausstößung Tolstois aus der griechisch-orthodoxen Kirche (im Jahre 1901) und das jüngst allerorten erfolgte Verbot, eine öffentliche Feier seines Jubiläums zu veranstalten, milder zu beurteilen sein, als letzthin vielfach im entgegengesetzten Sinn gesehen. Gegen den Schriftsteller Tolstoi hat selbst der Heil. Synod nichts einzuwenden gefunden, aber der Philosoph Tolstoi ist ihm gerade um des „einfachen“ Mannes willen, für dessen Seelenheil Tolstoi anscheinend und wohl aus bester Überzeugung so besorgt ist, ein Gräuel. Da aber der Schriftsteller und der Philosoph Tolstoi von einander nicht geschieden werden können, so konnte auch eine öffentliche Feier seines Jubiläums nicht in bezug auf den ersteren gestattet, in bezug auf den letzteren aber unterjagt werden.

Was die literarische Tätigkeit Tolstois anlangt, so ist sie bereits in Nr. 39 des 2. Jahrgangs der „Kauk. Post“ (vom 16./29. März d. J.) von berufener Seite einer ausführlichen Besprechung gewürdigt worden und können wir uns daher, um Wiederholungen zu vermeiden, an dieser Stelle mit dem Hinweis auf sie begnügen.

Tolstois Gesundheitszustand flößt gegenwärtig Besorgnis ein. Er liegt meist zu Bett, nimmt wenig Nahrung zu sich und leidet heftig unter den Schmerzen, die ihm eine Venenentzündung am Bein bereitet. Obgleich die letzten Nachrichten wieder günstiger lauten, so ist doch bei dem hohen Alter des Patienten ein plötzliches Abwischen desselben im Bereich der Möglichkeiten zu suchen. A. J.

Das Reisen in der Schweiz.

Es mag noch großartigere Landschaftsbilder geben als sie die Schweiz zu bieten vermag; Leute, die den Kaukasus kennen, pflegen mit Verachtung von der Schweiz zu sprechen. Auch Norwegen beginnt der Schweiz starke Konkurrenz zu machen, besonders seit es in Deutschland durch das Beispiel Kaiser Wilhelms modern geworden ist. Dennoch wird wohl in absehbarer Zeit die Schweiz das gelobte Land der Touristen bleiben, die in die Berge wollen. Es scheint hierzu durch seine zentrale Lage und die Vielsprachigkeit seiner Bevölkerung prädestiniert. Deutsch, Französisch und Italienisch sind die offiziellen Landessprachen, in denen im Nationalrat gesprochen wird. Jeder dritte Schweizer spricht außerdem Englisch. Mitunter begegnet man jetzt sogar russischen Plakaten und Anzeigen. Die Vielsprachigkeit und die entgegenkommende Anpassung des Landes an die Bedürfnisse der

Reisenden ist erstaunlich, wenn auch das Resultat dieser Abwärtsentwicklung. Sie macht das Reisen in der Schweiz bequemer und verlockend. Das Hotelwesen steht in diesem Lande der Hotels und Pensionen so hoch wie sonst nirgends. Nicht die Portiers sollte man, wie es in der ganzen Welt geschieht, „Suisse“, „Mäennap“, „Schweizer“ nennen, sondern die Hoteliers, denn auf diesem Gebiet sind sie die Meister in Petersburg und New-York wie in ihrem Mutterlande. Hier kann man für 5—6 Francs eine gute, für 8—10 Francs eine sehr gute Pension haben, wobei man täglich für mindestens 10 Rubel an ausgesuchten Speisen verzehrt. Jede Stadt, jedes Dorf, jeder schöne Punkt in der Schweiz ist für den Besuch der Fremden eingerichtet. Es läßt sich nicht leugnen, daß die häufig geschmacklosen modernen Hotelbauten dem Landschaftsbilde Abbruch tun, ja es bis zu einem gewissen Grade zerstören. Dennoch geben diese vielgestaltigen Herbergen bis hinauf zu den klug verteilten Schutzhütten dem Reisenden ein Gefühl der Sicherheit und des Geborgenseins. Dann die Verkehrswege! Großartiges, Geniales hat die Schweiz geleistet, um ihre Schönheiten allen zugänglich zu machen. Der Eisenbahnverkehr erreicht ungeheure Dimensionen, ohne in wesentliche Unordnung zu geraten. Dabei nimmt das Eisenbahnetz von Jahr zu Jahr zu und auf den Seen fahren ständig die Dampfer mit Menschenfracht überladen hin und her. In immer zahlreichere Täler hinein führen die Schienenwege. Die Dampfrusse nehmen die verschiedenste Gestalt an, um die Gäste auf die Berge und über die Pässe zu schleppen. Da fauchen die eingeknickten Fahrradlokomotiven, oft 4 und 5 hinter einander, jede mit ihren 2 Waggons über die Scheidegg und nach Grindelwald hinab — ein Bild des hiesigen Verkehrs. Und alle die Drahtseil- und Zahnradbahnen, die auf die schönen Aussichtspunkte führen, ermöglichen es den Schwachen, Kranken oder Faulen die Schönheit des Landes zu genießen und ohne Anstrengung die Berge zu ersteigen. Immer wieder sieht man neue Bergbahnen im Bau, die durch Tunneln und über Abgründe hinweg den Reisenden in schwindelnde Höhe führen.

So wird auch emsig an der Jungfrauabahn weiter gebaut, die den stolzen Berg bezwingen wird. Es geht langsam genug vorwärts, denn seit dem Jahre 1905 ist die Bahn bis zur Station „Eismeer“ eröffnet, die 3161 Meter über dem Meere liegt, und noch ist die nächste Station „Jungfraujoch“ nicht erreicht. Als ich oben war und, vorsichtig an einen Führer angeheilt, zwischen den phantastischen Schnee- und Eisgebilden des Tiefhergletschers über tiefe Gletscherspalten zu einem hochaufgetürmten Schneehügel schritt, da trachten plötzlich von der Felswand des Berges Schneemassen nieder. Es war keine Lawine, sondern das gesprengte Gestein aus dem Tunnel, der weiter im Berge zur Höhe führt. Doch wenn's auch langsam geht, erreichen werden die kleinen Menschen den schneeigen unberührten Gipfel der Jungfrau doch mit ihrem Quak und Stank und ihrem Gepolter und Geschwäg. Ein Gefühl von Mitleid mit dem herrlichen Bergesriesen, gemischt mit Achtung vor diesen kleinen Menschen, faßt einen beim Gedanken, — und schließlich, wenn man selber nicht in der Lage ist, Hochtouren zu machen (auch hat nicht jeder den entsprechenden Beutel zur Verfügung), dann ist man doch froh, einmal für 18 Francs in jene eisigen Regionen hinaufgehoben zu werden, wo die Luft so dünn, rein und kalt ist, daß man sich in unseren nordischen Winter versetzt glaubt. Übrigens ist die Luft so dünn, daß die freuz-

dige Aufregung vieler Mitreisenden oben ängstlicher Blässe mit Herzklopfen und Atembeschwerden wich. Diese freudige Erregung ergriff alle Reisenden beim Emporksteigen und machte sich in lauten Ausrufen und allgemeinem Gespräch Luft. Es war oben an der Felsgalerie der Station Eismeer angesichts der schwarzen durch Seile miteinander verbundenen Gestalten, die auf den weißen Gletschermassen herumlakhten, daß plötzlich heimatische Laute an mein Ohr klangen: „Эх черти полоца-тые! Вишь куда лезятъ! А тамъ смотри, сидитъ дуракъ одинокій!“ So erläuterte ein Familienvater seinen Töchtern das Bild.

Das Reisen ist in der Schweiz durch die Arbeit von Generationen so bequem und leicht als möglich gemacht. Der an-gehende Bergfer findet sichere Führer und gute Karten; dem Wanderer steht ein unendliches Netz bequemer und schwieriger Wege je nach Geschmack und Kraft zur Verfügung. Die Land-straßen sind prachtvoll und werden in peinlicher Ordnung gehalten. Postwagen, Mietdroschken, Automobile nehmen die auf, die sich nicht auf ihre Füße verlassen können. Kurz, für jeden ist gesorgt.

Die ausgezeichneten Verkehrsmittel erhöhen den Hauptreiz des Reisens in der Schweiz. Das ist die Vielgestaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Landschaft. Man ist nie gezwungen einen Eindruck bis zum Überdruß auf sich einwirken zu lassen; wer es nicht im engen Tal ansieht, ist leicht auf dem Berge oder an einem der Seen. Düstere Wälder, grüne freundliche Hügel mit weidenden Kühen, schroffe Felspartien, und schließlich die eisige Wildnis der großartigen Schneeberge, das alles wechselt kaleidoskopartig und steht dicht beieinander, sich häufig in imponanten oder entzückenden Variationen verbindend. Schließlich tragen die Wolken, die nicht immer verbergen, sondern die Berge wie das Meer beleben und schmücken, das Zhrige dazu bei, die Landschaft noch abwechslungsreicher zu gestalten.

So waren wir am Morgen in Lanterbrunnen erwacht und hatten am trübigen Staubbah vorbei die glühenden Schneemassen des Breitboras in die düstere Taltschlucht leuchten sehen. Dann nach einer der herrlichen Eisenbahnfahrten auf die Scheidegg im Angenieß der sich verschiebenden Schneeriesen durch Tannenwälder und Felsen waren wir in die Gletschervildnis hinaufgezogen; und abends legten wir uns im reizenden Grindelwald zur Ruhe, umgeben von dem friedlichen Getriebe eines eleganten Kurorts. Die Bergriesen, durch fruchtbare Felder und Wiesen von uns getrennt, senden nur ihre Gletscher, gleich weißen Armen ins Tal hinab, das deren Kind, die Lütchine, sprudelnd durchströmt.

Wer übernimmt es, die Eindrücke dieses einen Tages nur annähernd wiederzugeben? („Pet. Stg.“—evk.)

Aus aller Welt.

König Oduard in Marienbad. Panikszenen während eines Theaterbesuchs des Königs. Es war bekannt geworden, daß der König seine Anwesenheit bei der Aufführung der Komödie „Gretchen“ in Aussicht gestellt hatte. Als er aber hörte, daß das Stück in Berlin verboten worden sei, verlautete aus seiner Umgebung, daß der Besuch der Vorstellung unterbleiben werde. Unterdessen hatte Direktor Laska dem König das Textbuch zugehen lassen,

und nach der Lektüre entschied dieser sich, das Stück bei seiner heutigen Aufführung anzusehen. Der Besuch des Königs war im Publikum bekannt geworden, und das Theater war bis auf das letzte Plätzchen gefüllt. Um halb 8 Uhr erschien der König im Theater. In seiner Begleitung befanden sich die Damen Lady Strafford und Mrs. Beere, sowie Marquis Soveral, Ober-Zeremonienmeister Walsh, Oberstallmeister Greville und Adjutant Oberst Ponsonby. Der König wendete den Vorgängen auf der Bühne seine ganze Aufmerksamkeit zu. Der König schien sich zu unterhalten, und man sah, daß er sich wiederholt an die Damen in seiner Loge wandte. Um halb 9 Uhr, der erste Akt war gerade zu Ende, setzte ein starker Regen ein, der von heftigem Sturm begleitet war. Das Marienbader Theater ist nicht gerade sehr massiv gebaut, und man hörte ganz deutlich im ganzen Hause, wie der Regen an die Fensterscheiben schlug. Während des zweiten Aktes wurde der Sturm immer heftiger. Er riß die Türen von der Straße in das Vestibül auf. Infolge des starken Luftzuges wurden auch die Türen aufgerissen, die von den Gängen in die Logen führten, und von den Korridoren aus auch die Türen, die in das Parkett führen. Im Zuschauerraum machte sich der starke Luftzug sehr empfindlich bemerkbar, so daß der Lüfter bestig zu schaukeln begann. Schon das Aufreißen der Türen hatte große Unruhe im Theater hervorgerufen. Als der Lüfter sich zu bewegen begann, wurden auf der Galerie Rufe laut. In einer Parterrelloge stand eine Dame auf und mit dem Ruf: „Wo ist der Ausgang?“ stürzte sie in das Vestibül hinaus. Dies war das Zeichen zu einer beängstigenden, wenn auch nur kurz andauernden Panik. Zahlreiche Damen und Herren erhoben sich, um das Parkett zu verlassen, andere blickten zur Königsloge hinauf. Der König beugte sich auf seinem Sitze über das Logengesimse, um in das Parkett hinabzusehen, was die Ursache dieser Unruhe sei. Die Besucher der der Königsloge benachbarten Logen nahmen wahr, wie der König sichtlich erschraf. Die im Hause anwesenden Polizeibeamten liefen rasch auf den Korridor, teils um zu beruhigen, teils um nach der Ursache des Lärmes zu forschen. Der König hatte sich unterdessen wieder in seinen Fauteuil zurückgelehnt und schien die Damen seiner Gesellschaft zu beruhigen. Auch die Unruhe im Parkett legte sich allmählich. Der Sturm hatte ein wenig nachgelassen und außerdem waren die von dem Vestibül auf die Straße führenden Türen rasch geschlossen worden. Unterdessen war im Foyer eine Dame aus Prag infolge der Aufregung in Ohnmacht gefallen. Sie wurde von Polizisten rasch aus dem Theater getragen. Die Schauspieler waren durch den Vorfall wohl sichtlich irritiert, setzten aber ihr Spiel ohne Unterbrechung fort. Der zweite und dritte Akt verlief vollkommen ruhig. Als der König nach der Vorstellung das Theater verlassen hatte, bestieg er bei dem für ihn separierten Ausgang einen Landauer. Als die Pferde anzogen, um zu fahren, rissen die Wagenstränge. Mehrere Polizisten eilten rasch herbei, und auch zwei Wiener Diakonten, die sich bei der Behebung des Schadens nützlich machten. Inzwischen wurde der König von der Ursache dieses Aufenthaltes informiert.

Graf Zeppelin bedarf der Erholung. Aus Friedrichshafen wird unterm 25. (12.) August gemeldet: Graf Zeppelin ist heute abend plötzlich in Begleitung seiner Tochter abgereist. Die Aufregungen der letzten Wochen und der Andrang der sich täglich



häufenden Geschäfte hat doch schließlich ein Bedürfnis nach Erholung hervorgelernt, dem selbst die elastische Natur des Grafen nicht mehr widerstehen konnte. Mehrere tausend Briefe und Telegramme sind seit der Katastrophe von Echterdingen angelangt, die zum Teil Zeppelins persönliche Beantwortung erheischen. Eine große Zahl von Erfindern und anderen Leuten, die guten Rat feil haben, belagert seit Wochen das „Deutsche Haus“. Diese und unerschämte Bittsteller haben ihr bestes getan, dem Grafen das Leben sauer zu machen. Als gestern Abend beim Diner ein Gast scherzhaft äußerte, das komme davon, wenn man Luftschiffe erfinde, erwiderte der Graf geknickt: „Ich will's auch nie wieder tun.“ Damit dem Grafen die wenigen Tage der Ruhe nicht wieder gestört werden, wird sein Aufenthalt geheim gehalten.

Zeppelin auf der „Flucht“. Graf Zeppelin hat es jetzt erfahren müssen, daß eine Schweizerreise durch die Lüfte leichter ist als zu Lande. Zeppelin hatte sich nach St. Gallen begeben, wurde aber sofort vom Hotelpersonal erkannt. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von seiner Anwesenheit im Hotel „Walhalla“, überall wurde auf ihn gezeigt, als wäre er der Bundespräsident. Auf dem Gemüsemarkt wurde die Keuzigkeit sogar ausgerufen und Zeppelin wurde insfolgedessen bald derart bestürmt, daß er auf einem rasch requirierten Automobil die Stadt wieder verließ.

Das Syrische Waisenhaus in Jerusalem, die Kolonisation in Palästina u. a. Der Direktor des gen. Instituts Herr Pastor Th. Schneller hat den „Ägyptischen Nachrichten“ soeben den 47. Jahresbericht der Anstalt vom Jahre 1907 zugeben lassen und bringt das erwähnte Blatt daraus folgenden Auszug: Die Anstalt besteht aus Schule, Fortbildungsschule, Präparandenschule und Seminar. Im Berichtsjahr traten in die Anstalt 43 Waisenkinder, 38 Knaben und 5 Mädchen ein. Die Werkstätten sind ausnahmslos Lehrwerkstätten und dienen dazu, den aus der Schule entlassenen Zöglingen Gelegenheit zu geben, einen Lebensberuf zu erlernen. Sie bestehen aus einer Buchdruckerei, Schusterrei, Schmiede, Schreinerei, Töpferei, Ziegelei und einer Schneiderei. Ferner wird Landwirtschaft, Viehwirtschaft und Fuhrwerkerei betrieben. Es existiert eine Blindenanstalt, die 29 Zöglingen Unterhalt gewährt. Das gesamte Personal der Anstalt belief sich am Schluß des Jahres auf 364 Personen. Es waren 225 Waisenknaben, 32 Waisennädchen, 29 Blinde, 35 Gesellen und 43 Angestellte. Die angegliederte Volksschule erfreute sich derselben regen Beteiligung wie in den vorhergehenden Jahren. Über die Kassenverhältnisse gibt die nachfolgende Jahresabschlussrechnung Auskunft: Gesamteinnahmen 187 128 Mk., Gesamtausgaben 186 335 Mk. Saldo für neue Rechnung 793 Mk. — Die kolonisierte Arbeit in Palästina schreitet in aller Stille weiter voran und zwar von deutscher und besonders auch von jüdischer Seite. Wilhelma bei Jaffa, die neue deutsche Kolonie der Tempelgesellschaft, wurde vor 5 Jahren begründet. Es ist in derselben in der Zwischenzeit viel geschehen. Zu beiden Seiten einer breiten Straße stehen zwei Reihen hübscher Häuser mit freundlichem Hausgärtchen. Die Felder sind sorgfältig gepflegt, in ausgedehnten Nebenpflanzungen wird schon Wein gerundet. Die Kolonisten können sich vorerst gut von ihrer Hände Arbeit nähren: später werden sie sich wohl auch Ersparnisse machen können. Neuer sind die deutschen Kolonien bei Haifa, Bet Lahem, die neueste Gründung der Tempelgesellschaft, und Bet Amed,

wo sich Mitglieder der evangelischen Gemeinde von Haifa gesellen. Die seitherigen Erfahrungen sollen auch hier sehr ermutigend sein. Das Land ist besonders für Getreidebau geeignet und da das laufende Jahr ein vorzügliches Getreidejahr ist, so ist den Kolonisten bei ihren nicht unbedeutenden Anfangsschwierigkeiten schon eine weitentliche Hilfe zum Fortschreiten gegeben. — Die höhere deutsche Schule Jerusalems, die bis zur Untersekunda (incl.) führt, hat im Frühjahr zum erstenmal ihr Abschlußexamen gemacht.

Der Wiederaufbau des Markus-Turmes in Venedig. Die Arbeiten zum Wiederaufbau des Campanile von San Marco schreiten, wie die „Gazette di Venezia“ meldet, rüstig vorwärts. Der Turm hat bereits eine Höhe von 42·55 Metern erreicht, und im Oktober wird er bis zur Höhe des Glockenstuhles ausgebaut sein. Im Frühling 1909 wird der Glockenstuhl fertig sein und bei der feierlichen Eröffnung der achten internationalen Kunstausstellung werden zum erstenmal wieder die Glocken von San Marco erklingen. Dann wird auch sofort mit dem Aufbau der Turmspitze begonnen werden.

Stimmen aus dem Publikum.

I.

Zur Frage des Neubaus auf dem Kirchlande der evang.-luth. Petri-Pauli-Gemeinde in Tiflis. Die nächste, in Bälde stattfindende Gemeindeversammlung wird sich mit der Durchsicht des ihr vom Kirchenrat zur Begutachtung vorzulegenden detaillierten Voranschlags für den in der Gemeindeversammlung vom 15. Juni d. J. grundsätzlich schon genehmigten Bau von Geschäftslokalen an der Ecke der Michael- und Kirchenstraße bzw. an der Michael-Straße (zwischen Kirche und früherem Pastorat) zu beschäftigen haben, worauf dann die ganze Angelegenheit dem Moskauer Konsistorium zwecks Beibehaltung des Bauprojekts zu unterbreiten sein wird. In den Urteilen ist letzteres der Gemeinde schon von der Versammlung vom 15. Juni d. J. her bekannt. Auch mit der durch seine Verwirklichung bedingten Ausgabe von 7500 Rub. hat sich die Gemeinde einverstanden erklärt. Es bedarf unter diesen Umständen nur noch der Bestätigung der Details der Ausrechnung und sind daher auch in Zukunft Auseinandersetzungen über die von der Minderheit beanstandeten angeblichen Mängel des Bauprojekts von vornherein auszuschließen, es sei denn, daß die Gemeinde, inzwischen zu einer anderen Überzeugung gelangt, den Beschluß fassen sollte, ihr früheres Botum ganz anzuhängen und die Angelegenheit einer nochmaligen Prüfung, behufs erneuter Abstimmung, zu unterwerfen, was aber nicht wahrscheinlich ist, da die Mehrheit vom 15. Juni gewiß bei ihrer früheren Meinung verharret, dann aber auch triftige Gründe vorliegen müßten, um den ersten Beschluß zu annullieren, weil Abänderungen oder gar Aufhebungen einmal gefaßter Beschlüsse vom Standpunkte des Gesetzes überhaupt unzulässig sind. Es ist ja wohl viel gegen das Bauprojekt rechtzeitig, und noch mehr post festum, geredet und geschrieben worden, aber die Tatsache, daß ein Gemeindebeschluß vorliegt, wird dadurch keineswegs aus der Welt geschafft und ist mit letzterem daher als mit einer gegebenen und nicht als mit einer unbekanntem, erst noch zu findendem Größe zu rechnen. Denjenigen Gemeindegliedern aber, welche, nachdem sie in der Gemeindeversammlung vom 15. Juni d. J. für

das Bauprojekt gestimmt haben, durch die Polemik in der „Kauf. Post“ in ihrem Urteil möglicherweise schwankend geworden sind, sowie den Gemeindegliedern, die wegen Unkenntnis der Sache es vermieden haben, in jene Versammlung zu gehen und mitzustimmen, da sie befürchten mußten, durch ihre Stimmabgabe, so nur aufs Geratewohl, den Interessen der Gemeinde möglicherweise zu schaden, dürfte es nicht unerwünscht sein, die Ausrechnung des Kirchenrats, wie sie mir auf meine Bitte hin von einem Mitgliede desselben bereitwilligst mitgeteilt worden ist, für deren Richtigkeit ich aber natürlich die Verantwortung nicht übernehme, da solches Sache des Kirchenrats selbst ist, schon jetzt, vor der nächsten Gemeindeversammlung, zu erfahren, da Zahlen bekanntlich eine deutlichere Sprache reden, als jedes Eingefandte und selbst die Auslassungen einer Redaktion, namentlich wenn deren Auffassung von dem Wesen der in Rede stehenden Angelegenheit nicht immer dieselbe gleiche ist. Die Ausrechnung ist freilich schon im „Eingefandte“ in Nr. 48 des II Jahrg. der „Kauf. Post“ (s. Nachrichten aus dem Kaufhaus) von zuständiger Seite gestreift worden. Auch ist sie, wie schon oben erwähnt, der Gemeinde in der Versammlung vom 15. Juni vom Kirchenratstisch aus vorgetragen worden. Aber wenn die Gemeinde sie schwarz auf weiß bekommt, so kann das, meiner Ansicht nach, nur zur Klärung der Sachlage beitragen.

Also projektiert wird, an der Ecke 3 Magazine mit 4 Öffnungen (Fenster bzw. Eingängen, je 2 an der Michael- und an der Kirchenstraße) zu bauen, 6 Faden lang, 6 Faden breit und 7 Arschin hoch, die voraussichtlich als ein zusammenhängendes Lokal vermietet werden dürften. An der Michaelstraße (zwischen Kirche und früherem Pastorat) sollen weitere 2 Magazine mit je einer Öffnung (Fenster bzw. Eingang), zusammen gleichfalls 6 Faden lang und 6 Faden breit und jedes 7 Arschin hoch errichtet werden, die einzeln abzugeben sein werden. Die Eckläden sollen nach dem Vorschlag des Herrn Architekten Barth alles in allem, inklusive Keller, der sich unter der einen Hälfte derselben, an der Kirchenstraße, von der Seite des Pastorats, befinden wird, 4168 oder in runder Summe 4200 Rbl. zu stehen kommen. Die beiden Magazine an der Michaelstraße (zwischen Kirche und früherem Pastorat) werden keinen Keller bekommen und sollen daher nach demselben Vorschlag nur runde 3000 Rbl. kosten. Rechnet man hierzu noch 1% für die Bauleitung = 288 Rbl., so stellt sich die ganze Anlage auf 7488 oder auf rund 7500 Rbl. Voraussetzung ist hierbei allerdings, daß der Bau möglichst ökonomisch und unter der unittelbaren Kontrolle einer von der Gemeinde zu wählenden Baukommission ausgeführt wird. Für die Eckläden berechnet der Kirchenrat eine monatliche Miete von 200 Rbl., also jährlich 2400 Rbl.; für die beiden anderen Magazine je 50 Rbl. monatlich, d. h. für das Jahr 1200 R. Die aus dem Kirchenvermögen beanspruchten 7500 Rbl. würden mithin jährlich 3600 Rbl. Zins tragen, gegen 400 Rbl. von heute, d. h. um 3200 Rbl. mehr als bisher! Setzte man auch von dieser Summe auf das Verluikonto etwa 600 Rbl., so verbliebe immer noch ein Plus von 2600 Rbl. jährlich. Ein anderes Projekt, nämlich dasjenige, welches die Herren entworfen haben, die auf dem freien Platz vor der Schule zur Michaelstraße hin und zwar gleich kapital bauen wollten (4 Bäden mit Kellerräumen, deren Bau 12000 Rbl. zu stehen kommen sollte), mit der Berechnung, späterhin 2 Stockwerke (Wohnungen oder Geschäftsräume) aufsetzen zu können,

hätten die Miete für jede ihrer Bäden mit 60 Rbl. monatlich tagiert, ein Preis, den Händler an dieser Stelle, so weit ab von der Ecke der Michael- und Kirchenstr., gewiß nicht gezahlt hätten, während sie 50 Rbl. für die vom Kirchenrat projektierten Magazine zwischen der Kirche und dem alten Pastorat schon deshalb gern zahlen werden, weil selbst auf der gegenüberliegenden Seite der Michaelstraße Mieten erzielt werden, die nicht weniger als 50 Rbl. betragen. Jedenfalls meint der Kirchenrat ein vollbegründetes Recht zu haben, die Miete für die 3 Eckläden nebst Kellerräumen mit je 60 Rbl., in runder Summe mit 200 R. monatlich veranschlagen zu dürfen, wenn das andere Projekt 60 Rbl. für jede Bude auf dem Schulplatz vorjab, was offenbar doch auch nicht ohne vorherige Umfrage geschehen sein wird. Dieses zweite Projekt ist außerdem zu wenig vorteilhaft für die Gemeinde, denn rechnet man für jede Bude auch 50 Rbl. Mietzins (40 Rbl. wären am Ende aber der äußerste Preis, welcher bezahlt worden wäre), so brächten die 12000 Rbl. Gemeindegelder einen Zins von nur 2400 Rbl. oder, nach Abzug des augenblicklich erzielten Gewinns (5½%) im Betrage von zirka 660 Rbl., einen Mehrertrag von höchstens 1800 Rbl.; und zieht man hiervon nach obige, auf das Verluikonto gesetzte 600 R. ab, so bloß 1200 Rbl. also im 1400 Rbl. weniger als nach dem Projekt des Kirchenrats! Zudem wäre an einen weiteren Ausbau des Gebäudes auf dem Schulplatz vor 5—6 Jahren kaum zu denken, weil das hierzu erforderliche Kapital nicht vorhanden sein würde und also erst, etwa durch Veräußerung eines Teils des Kirchengeländes, aufgebracht werden müßte. Die 2600 Rbl. böten aber eine große Aushilfe der zu reorganisierenden Schule, während ihr mit 1200 Rbl. nur wenig geholfen wäre.

Der Kirchenrat hat aber noch den Bau von 4 weiteren leichten Bäden, die auf dem Schulplatz zu errichten wären, ins Auge gefaßt, der zirka 3500 Rbl. zu stehen käme. Diese Bäden könnte man zu 25 Rbl. monatlich vermieten (ein Mietzins, wie er niedriger kaum gezahlt werden würde), was einen weiteren jährlichen Mehrertrag von 1200 Rbl. ausmache oder doch wenigstens einen solchen von 1000 Rbl. So hätte die Schule denn 2600+1000=3600 Rbl., eine Subsidie, die es ihr ermöglichen würde, sich dauernd zu halten. Dabei trügen denn die 11000 Rbl. Kirchengelder nicht 575 Rbl. 76 Kop. wie gewöhnlich, sondern annähernd 4200 Rbl. (3600 + 575 Rbl. 76 Kop.) Zinsen.

Angesichts einer so vorzüglichen Kapitalanlage aber, die unserer Schule zugute käme, müßten denn am Ende doch alle Erwägungen über Ästhetik und Pietät, und wie die schönen Dinge, von denen so viel geredet wird, sonst noch heißen mögen, ausgeschaltet werden, denn: „Not ist das oberste Gebot!“

Ein Schulfonds, wie ihn die Herren von früherem Kirchenrat zu gründen planten, hätte nur die Bedeutung einer vorübergehenden Aushilfe, da jene sich nur für die Dauer von einigen (2—3) Jahren zu verpflichten beabsichtigten und das auch nur für einen Betrag, welcher dem von der Verwirklichung des Bauprojekts des Kirchenrats erwarteten jährlichen Mehreinkommen keineswegs entsprechend gewesen wäre. Mit einer vorübergehenden Unterstützung ist unserer Schule aber nicht geholfen, da man neue Lehrkräfte nicht nur für 2—3 Jahre engagieren und noch viel weniger Reformen durchführen kann, deren Resultate durch Entziehung der Subsidie in Frage gestellt wären.

Im übrigen ist aber vorderhand kein Vorschlag gemacht worden, der auf eine nennenswerte Vergrößerung der Gemeindeveneruenen abzielte.

II.

Hochgeehrter Herr Redakteur!

In Betreff der Notiz „Das Mammut kommt“ in Nr. 10 vom 24. August 1908 Ihres geschätzten Blattes gestatten Sie mir bitte folgende kleine Zurechtstellung: Der in dieser Notiz erwähnte Herr Eugen Pfizenmaier ist nicht Präparator des Zoologischen Museums (der Kaiserl. Akademie der Wiss.), sondern seit dem 7. Dezember 1907 Konservator des kaukasischen Museums hier selbst. Er ist auch nicht „dem Mammut nach Irkutsk entgegen geschickt worden“, sondern er hat im Auftrage der Kaiserl. Akademie schon im Februar dieses Jahres mit dem Geologen Woloschowskij seine äußerst beschwerliche Reise zum Mammutfundplatz an der Küste des Sibirischen Eismees angetreten, um den Mammutkadaver auszugraben und sachgemäß zu konservieren und zu transportieren. Gerade weil dabei gute sachmännische Arbeit nötig ist, hat die Akademie beim kaukasischen Museum darum nachgesucht, Herrn Pfizenmaier, welcher schon einmal, im Jahre 1902, jenen bekannten Mammutkadaver von der Beresowka in bestem Zustande heimbrachte, abzukommandieren. Leider ist diesmal die Ausbeute nicht eine so vollständige wie beim vorigen Fund, denn wie mir Herr Pfizenmaier brieflich mitteilte, sind nur Teile des Kadavers gefunden worden, darunter allerdings der noch völlig unbekannte Rüssel. Es ist auch demnach nicht wegen des „ungeheuren Körpergewichts und der riesigen Größe“ ein Spezialwagen nötig, sondern nur ein Eiswaggon, um die sowieso konservierten Teile in besserem Zustande zu erhalten. Denn die vielen Tausende von Werst auf der Lena per Dampfer — von Uulun bis Kirensk —, sowie die 300 Werst von letzterem Ort bis Irkutsk per Wagen hat der Kadaver ohne Eiskühlung zurücklegen müssen.

Dr. Richard Schmidt,

Gehilfe des Direktors des Kauf. Museums.

Kirchliche Nachrichten: Tiflis.

Aufgebote: Zum 3. Mal: Der Provisor Ferdinand Dein, Witmer, mit Olga Mayer; Zum 2. Mal: Lewan Mardanow mit Kathilde Gasarbelow.

Gelobt: Gerald Strauß.

Bezinn des russischen Konfirmandenunterrichtes am 8. Sept. 5 Uhr nachmittags.

Lustige Gese.

- **In der Apotheke.** „Soll ich die fünf Pillen in Papier einwickeln?“
- „Na, glauben Sie denn, ich werd' sie nach Hause rollen?“
- **Paradiesischer Zustand.** A.: „Wie geht es denn Müllers?“
B.: „Oh, die leben wie im Paradies.“
A.: „Nanu, wie kommt denn das mit einem male?“
B.: „Nun, ganz einfach. Sie haben nichts mehr anzuziehen.“
- **Angenehme Zuände!** Der Eisenbahnverkehr in Afrika hat seine Schwierigkeiten, wie nachstehendes Telegramm des Stationsvorstehers von Tzabu, an der Ugandabahn, an die Station in Nairobi zeigt: „Weißt Zugführer Zug Nr. 2 an, sehr vorsichtig einzufahren. Ich selbst mit Gepäckträgern in meinem Bureau eingeschlossen. Es sitzt ein Löwe vor der Tür.“
- **Aufständig.** „Denke dir, mein Mann hat mich ein paar Monate nach der Hochzeit schnöde sitzen lassen!“ — „Na, er war doch aber anständig und hat dich erst geheiratet.“

Verantwortlicher Redakteur und Herausgeber:
Arthur Leitz.

Von heute an ist jünger **WEIN (Madshari)**
bester Qualität bei mir auf Lager
und empfehle denselben.

G. VOLMER,

3—1

Ворійскій спускъ.

S. Zchwetadse.

Augenarzt, früher Assistent an der Dorpat'er Universitätsklinik.
Sprechstunden: Vorm. von 11—1 Uhr, Abends von 4—6 Uhr. Wera,
Olgastraße Nr. 31, Haus Saradschew. 0—26

„Ägyptische Nachrichten“

ZENTRALBLATT DER DEUTSCHEN
im Orient.

Weite Verbreitung im Orient und Nordafrika. Inserate von
ausgezeichnetem Erfolg. Man verlange Probennummer und In-
serat-Preisberechnung. 3—1

Werkzeuge

für Schmiede, Schreiner, Schlosser,
Klempner etc. sowie komplette Werkstat-
teinrichtungen empfiehlt: Rheinische
Stahl- und Werkzeug-Fabrik „De-
lencenwerk“, Gustav Diermann jr., Rem-
scheid (Rheinland). 20—14

Erlöst von

GLIEDERREISSEN,
RÜCKENSCHMERZEN,
SCHWÄCHEZUSTAND,
SCHLAFLOSIGKEIT,
APPETITLOSIGKEIT
und ISCHIAS.

Bin gerne bereit Aufklärung zu geben. Gefl. Anfragen mit beige-
färbter 7 Kop. Marke für Portospesen zu richten: Москва, Арман-
249776 скій пор., д. кв. Абамелекъ-Лазарова № 5., кв. № 44. 3—3

100—150 RBL.

monatlicher Verdienst
(auch als Nebenverwerb)

bietet sich strebsamen Personen aller Stände auf
solche Weise ohne Fachkenntn. und Risiko. Alles
Erforderliche franko. Namen und Adresse in
lateinischer Schrift erbeten. Ess. unt. „M. M. M.“
an das Handelshaus P. & G. Mehl & Co., Mos-
287629 tau, Мѣлннѣжа. 6—5

Ein Obst- & Weingarten

mit Bewässerung,
10 Dessj., in der
Nähe einer Bahnstation, 8 Werst von Tiflis, ist unter sehr
günstigen Zahlungsbedingungen zu verpachten oder zu verkaufen,
kann auch in zwei Teilen zu 7 und 3 Dessj. abgegeben werden.
Zu erfragen: Tiflis, Melnikow-, früher Katholische-Str. Nr. 7, bei
Veterinärarzt Melnikow oder in der Red. der „K. P.“ 3—1

In einer deutschen Familie werden **Schüler in Pension**
genommen. Zu erfragen in der Redaktion der „Kaukasischen
Post“.

Kupferschmiede Alfred Jeschor

TIFLIS, Michael-Pr. № 52, neben dem Krankenhause,

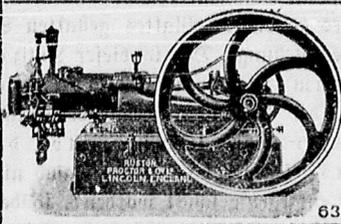
empfehlte sich zur Anfertigung von:

Rektifikations - und Cognac-Apparaten, Weinfiltern, Weinpasteurisir-Apparaten, Tresterbrennkesseln, Badeeinrichtungen und Käsekesseln u. s. w.

Lieferung prompt und billig.

5-4

STUCKEN & K



Baku

Grosses Lager von

Petroleum-Motoren „RUSTON“,
Dampfmaschinen, Dampfkesseln,
Dreschmaschinen, Locomobilen,
Strassen-Locomotiven & Dampfpflügen,
Bewässerungspumpen,
Baumwoll-Reinigungs-Maschinen,
Oel-, Heu- & Baumwollpressen,
Mühlen, Sägemühlen,
Reis-Reinigungs-Maschinen
„ENGELBERG“.

52-33

КАВКАЗСКИЙ НАТУРАЛЬН.
КОНЬЯКЪ



Д.З. САРАДЖЕВА
ТИФЛИСЪ.

ПРОДАЖА БЕЗДЪ.

naturrein, über-
trifft viele Sor-
ten französischer
Herkunft.

Kaukasischer COGNAC

0-11

Das Tifliser Magazin

der Actiengesellschaft der Shyrdower Manufakturen

Kielle und Dittrich

Dworzowaja,

empfehlte sein reichhaltiges Lager in

Leinen- und Baumwollwaren, Tischdecken, Bettdecken,
Handtüchern, Strümpfen, Socken und feinsten Tri-
cotagen, Flanellen, Wollstoffen und Barchend, Damen-
und Herrenwäsche, Möbelstoffen, Gardinen, Teppichen,
Bresentleinen und fertigen Bresenten,

zu Preisen laut Fabriksliste!

vom 1. September ab

Räumungsausverkauf von Möbelstoffen, Gardinen und Teppichen
zu bedeutend herabgesetzten Preisen.

20-2

Weltverein.

Jedem nützlich! Keine Aufnahmegebühr, Prospekte
gegen Einzahlung einer 10-M. Marke franco von
d. Zentrale d. Weltvereins, München, Auenstr. 64.